1,70 DM / Band 51

Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.–

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Die Hexe und ihr Henker



Die Hexe und ihr Henker

Tony Ballard Nr. 51

Teil 2/3

von A.F.Morland

erschienen am 31.08.1984

Die Hexe und ihr Henker

Es war Mitternacht, und der Sturm heulte über das Land. Er brachte Feuchtigkeit vom Meer mit und biß sich unangenehm durch die dickste Kleidung.

Ein Mann kämpfte sich durch den wilden Sturm. Er hatte langes, strähniges Haar, aufgedunsene Wangen und grausam funkelnde Augen. Das Böse lief hier durch die Nacht - auf der Suche nach einem Opfer.

Der Sturm schien es zum finsteren Himmel hinaufzubrüllen: »Er ist wieder da… Farley Walpo, der Frauenmörder!«

Und Walpos Finger schlossen sich fester um die Axt, mit der er töten wollte…

Das kleine Cornwalldorf hieß Monwyth und war so unscheinbar, daß es nur auf guten Karten zu finden war. Ein paar verwitterte Häuser, eine alte Steinkirche, ein Friedhof außerhalb, Menschen, die Fremden mißtrauten und vom rauhen Klima geprägt waren - das alles machte Monwyth aus.

Es war ein Ort, an dem die Zeit vorbeigegangen zu sein schien. Das Computerzeitalter mit seiner Hektik und all den unschönen Auswüchsen war hier unbekannt.

Monwyth war so etwas wie eine Insel, fernab von allem, was das zwanzigste Jahrhundert prägte. Jedenfalls war das der erste Eindruck derer, die zum erstenmal in dieses düstere Dorf an den schroffen Klippen kamen.

Es gab trotz der wenigen Kinder, die hier lebten, eine Schule, und Monwyth besaß sogar eine eigene Polizeistation, was man nicht für möglich hielt, wenn man die geringe Ansammlung von Häusern überblickte.

Es schien auch nicht nötig zu sein, denn die Menschen, die in diesem unscheinbaren Dorf lebten, kamen so gut wie nie mit dem Gesetz in Konflikt.

Doch mit Farley Walpo kam das Böse nach Monwyth.

Er blieb im Windschatten eines Hauses stehen und blickte sich suchend um. Ein nervöses Zucken lief über sein abstoßendes Gesicht mit den nassen Lippen.

Er stieß ein tierhaftes Knurren aus und schlich an der Hauswand entlang. Bei jedem Schritt schwang die schwere Axt vor und zurück. Er konnte gut mit diesem Mordwerkzeug umgehen, und er würde noch in dieser Nacht ein Opfer finden.

Kieselsteine knirschten unter seinem Schuh, doch niemand hörte es, denn das Heulen des Sturms war lauter. Walpo lief zur Rückfront eines alten Bretterschuppens.

In der Nähe schlug ein Hund an und zerrte wild an der Kette, an der er festgemacht war. Der Mörder kniff die grausamen Augen zusammen und hob die Axt.

Er haßte Hunde, und er war nahe daran, diesen Köter zum Schweigen zu bringen, aber dann zog das Licht des Wirtshauses seine Aufmerksamkeit auf sich.

Er beschrieb einen Bogen, um nicht auf das kläffende Tier zu stoßen, und pirschte sich an die erhellten Fenster heran. Sie waren geschlossen, dennoch hörte Walpo das schallende Gelächter der Männer, die dort drinnen die Nacht zum Tag machten.

Als Farley Walpo an einem Stall vorbeischlich, wurden die Pferde darin unruhig. Sie schienen das personifizierte Böse zu spüren, wieherten laut und schlugen mit den Hufen gegen das Holz der Boxen. Wie verrückt gebärdeten sie sich, und damit holten sie ihren Besitzer

aus seinem Haus.

Der vierschrötige Bursche erschien mit einer Handlampe, die an einem Drahtbügel hing und im Sturm heftig hin und her schaukelte. Farley Walpo zog sich rasch hinter einen Stapel frisch geschnittenen Brennholzes zurück.

Er richtete sich auf, preßte sich an die Stallwand und umklammerte den Stiel der Axt nun auch mit der zweiten Hand. Sollte der Mann ihn entdecken, dann würde sein Leben ein jähes Ende finden.

Das Licht der Handlampe schnitt schaukelnd durch die Dunkelheit. Farley Walpo hörte Schritte näherkommen und bereitete sich auf den Angriff vor.

Die Pferde beruhigten sich nicht. Walpos Nähe regte sie zu sehr auf. Erst wenn er sich entfernte, würden sie still sein. Der unheimliche Geselle mit der Axt vernahm, wie ein Riegel zur Seite geschoben wurde.

Dann riß der Sturm die breite Holztür auf. Der Flügel knallte gegen den Brennholzstapel, hinter dem sich Farley Walpo verbarg.

»Was habt ihr denn?« fragte der Pferdebesitzer mürrisch. »Was macht euch so verrückt? Ist da jemand?« Er hob die Lampe.

Eines der Tiere, normalerweise ein lammfrommes Pferd, zitterte und starrte den Mann verstört an. Es blähte die Nüstern und schnaubte ängstlich.

»Hallo!« rief der Mann aggressiv. »Wer ist da?«

Er bekam keine Antwort, bewaffnete sich mit einer Heugabel und ging vorsichtig weiter. Draußen kribbelte es Farley Walpo in den Fingern. Aber er betrat den Stall nicht, um den Mann zu töten. Das Opfer sollte eine Frau sein.

Unbemerkt stahl er sich davon, und je weiter er sich vom Pferdestall entfernte, desto ruhiger wurden die Tiere. Als sie ihn nicht mehr witterten, kehrte Stille im Stall ein.

Farley Walpo stolperte über das ausgewaschene Kopfsteinpflaster einer finsteren Gasse. Ein feuchter Film überzog die Steine, ließ sie glänzen und machte sie rutschig.

Geduckt näherte sich der Frauenmörder von Cornwall einem der erhellten Wirtshausfenster. Er sah einen Mann, der Wurfpfeile nach einer Zielscheibe warf, und Männer an runden Tischen. Sie rauchten, tranken Bier, grölten Lieder, scherzten und lachten.

Der Wirt, seine Frau und seine Tochter hatten viel zu tun. Vor allem für Melissa Farr, die hübsche Wirtstochter, interessierte sich der Mörder.

»Du!« knurrte er, und ein böses Grinsen verzerrte sein Gesicht. »Du bist heute nacht die Auserwählte!«

Melissa war rothaarig, üppig und voller Lebenslust. Sie trug eine weiße Bluse, unter der ihre vollen Brüste schaukelten, und ihr weiter

roter Rock wippte bei jedem Schritt aufreizend.

Sie schleppte zehn schwere Bierkrüge auf einmal. Als sie sie auf einen der Tische stellte, quittierten es die Gäste mit einem fröhlichen Jubelschrei.

Einer wollte Melissa umfassen und auf seine Knie ziehen, doch sie drehte sich wendig aus seinem Arm und lief lachend davon.

»Ja«, stieß der Mörder aufgeregt hervor. »Sie soll es sein!« Er betrachtete seine Axt, fuhr mit dem Finger über die scharfe Schneide und kicherte leise.

***

Herb Colodner war Fernfahrer, und Monwyth lag nun wirklich nicht direkt auf seiner Strecke, das konnte man drehen und wenden, wie man wollte. Aber ein Kollege hatte ihm vor zwei Jahren den Tip gegeben, daß man nirgendwo besser essen könnte als hier, und die Portionen sollten selbst von einem starken Esser kaum zu bewältigen sein.

Grund genug für Colodner, mal einen Abstecher nach Monwyth zu machen, und er hatte es nicht bereut. Das Essen war tatsächlich gut und reichhaltig und es schmeckte noch besser, wenn Melissa es servierte.

Ihretwegen kam er seither jedesmal nach Monwyth, wenn ihn eine Route in diese Gegend führte, und im Laufe der Zeit wurde aus dieser Bekanntschaft eine Freundschaft.

Bis vor einem Monat hatte neben Herb Colodner ein zuverlässiger Kumpel im Truck gesessen: Bert Holland, ein väterlicher Freund, mit dem sich Colodner großartig verstanden hatte.

Leider war der kränklich gewordene Bert der Routineuntersuchung zum Opfer gefallen, der sich Fernfahrer in regelmäßigen Abständen unterziehen müssen.

Der Doktor behauptete, Bert Hollands Fahrtauglichkeit wäre nicht mehr gegeben, und die Frachtgesellschaft verabschiedete den gebrochenen Mann, für den das Fahren im Truck zum Lebensinhalt geworden war, mit schönen Worten und einem herrlich dekorierten Geschenkkorb, den Bert Holland liebend gern gegen ein paar weitere Jahre im Truck eingetauscht hätte.

Wenn Herb Colodner Zeit hatte, besuchte er seinen einstigen Begleiter, mit dem er so viele Kilometer gemeinsam zurückgelegt hatte, daß mehrere Erdumkreisungen zusammenkamen.

Er verließ Bert Holland immer deprimiert, denn das Schicksal des Freundes würde eines Tages auch ihm blühen. Er war zwar noch keine vierzig Jahre alt, aber niemand konnte wissen, was der Doktor bei einer der nächsten Untersuchungen bei ihm finden würde.

Die Frachtgesellschaft setzte ihm nach Bert Holland den

fünfundzwanzigjährigen Bill Jingles in den Truck, ein Großmaul und Hitzkopf, mit dem Colodner ab und zu heftig zusammenkrachte, doch eines mußte er seinem neuen Copiloten zugestehen: Truckfahren konnte er wie kaum ein zweiter, er hatte den Riesenbrummer phantastisch in der Hand.

Jingles fielen jedesmal die Augen aus dem Kopf, wenn Melissa an ihrem Tisch vorbeikam. »Meine Güte, ist das ein Mädchen«, seufzte er.

»Wenn du dich an der vergreifst, kriegst du's mit mir zu tun«, sagte Herb Colodner.

Bill Jingles sah ihn überrascht an. »Willst du damit etwa sagen…«

»Daß ich mir von dir kein Mädchen ausspannen lasse.«

Jingles' Augen wurden groß. »Was? Mit dir und diesem Mädchen läuft was?«

Colodner grinste breit. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, Freund.«

Jingles strich sich über den Schnauzbart. »Junge, bist du nicht schon ein bißchen zu alt für die Kleine? Die hätte doch mit einem gestandenen Kerl wie mir viel mehr Spaß.«

»Sie mag kein junges Gemüse. Sie hält es mit den Männern wie mit dem Wein: Je älter der Jahrgang, desto besser wird er.«

»Du nimmst mich auf den Arm«, sagte Jingles unsicher. »Einer wie du muß sich schon schonen. Jede Art von Aufregung schadet ihm. Dieses Mädchen *ist* aufregend - und daher schädlich für dich.«

»Laß nur, ich weiß, was ich mir zumuten darf und was mir guttut.« Herb Colodners Blick suchte das Mädchen.

Melissa gab ihm mit den Augen ein Zeichen, das er verstand. Er nickte kaum merklich, und das Mädchen verließ die Gaststube. So machten sie es nicht zum erstenmal.

Die Wirtstochter warf sich eine Stola um die Schultern und verließ das Wirtshaus durch eine schmale Tür. Der Sturm fuhr ihr in die Fülle ihres roten Haares und zerzauste es. Während sie mit der linken Hand ihre rote Mähne zu bändigen versuchte, zog sie mit der rechten die Strickstola enger um ihren schlanken Hals zusammen.

Unweit vom Wirtshaus entfernt - aber doch weit genug weg, daß sie ungestört sein würden - stand der große Truck. Herb Colodner hatte vor einer Stunde die Zusatzheizung eingeschaltet, damit es warm war in seinem »Nest«, wie er die Koje bezeichnete.

Melissa Farr lief mit schnellen Schritten zum Truck. Herb hatte ihr versprochen, daß er sie irgendwann mitnehmen würde, und sie glaubte ihm.

Nicht, daß sie nicht gern in Monwyth gelebt hätte, aber sie mußte an die Zukunft denken. Sie wollte mit Herb eine Familie gründen, in London, denn dort wollte sich Herb Colodner als freier Frachter etablieren.

Er hatte in all den Jahren, die er auf Europas Straßen verbrachte,

fleißig gespart, und einiges würde auch Melissa zuschießen, damit er sich selbständig machen konnte.

Vielleicht war es nächstes Jahr schon so weit. Wenn Herb dieses Ziel, sein größtes in seinem Leben, erreicht hatte, würden sie heiraten, so war es beschlossen.

Bis dahin mußte sich Melissa mit den wenigen Zusammenkünften begnügen, die ihr Herbs Frachtgesellschaft bescherte, indem sie ihn Richtung Cornwall schickte.

Sie erreichte den Truck und öffnete die Tür. Das Aluminiumtrittbrett war hoch; sie hielt sich an der Chromstange fest, zog sich daran hinauf und turnte in das Fahrerhaus.

Sobald sie die Tür hinter sich zugeklappt hatte, umfing sie eine wohlige Wärme. Sie legte die selbstgestrickte Stola ab und schob den Kojenvorhang zur Seite.

Der Sturm rüttelte an dem schweren Truck, doch hier drinnen konnte er ihr nichts anhaben. Melissa fühlte sich geborgen. Sie drehte das Radio auf, suchte nach einem Sender, der Musik brachte, die zu ihrer Stimmung paßte, und legte sich auf das Kojenbett.

Während sie sich wohlig räkelte, dachte sie daran, daß sie sich später, wenn sie Herbs Frau war, noch gern an diese Nächte erinnern würde. Die Truckkoje bot zwar keinen prunkvollen Rahmen, aber sie war mit Herb hier glücklich, und darauf kam es letztlich an.

Sie schob die Hände unter den Kopf und wartete auf ihn, doch nicht er, sondern ein anderer befand sich auf dem Weg zu ihr…

***

Farley Walpo kicherte wieder. In einem finsteren Versteck hatte er beobachtet, wie Melissa Farr in den Truck kletterte. Einen größeren Gefallen hätte sie ihm nicht erweisen können.

»Sie wartet«, flüsterte der Mörder erregt. »Wartet auf mich!«

Er trat aus dem dunklen Versteck. Der Sturm stieß ihn regelrecht vorwärts, auf den Truck zu.

Walpo erreichte das Heck des langen Trucks. Damit ihn das Mädchen nicht in den großen Außenspiegeln entdeckte, machte er sich ganz klein.

An den dicken Zwillingsreifen vorbei pirschte er sich zur Fahrzeugtür. Schwer lag die Axt in seiner Hand. Er warf einen Blick über die Schulter. Hier draußen befanden sich nur er und sein Opfer. So war es ihm recht.

Langsam setzte er seine Schritte, um sich nicht vorzeitig zu verraten. Er mußte das Mädchen überraschen. Melissa mußte von seinem Erscheinen so geschockt sein, daß sie nicht an Gegenwehr dachte.

Farley Walpo tastete sich zum Trittbrett vor. Er hörte gedämpfte Musik aus dem Truck dringen, richtete sich langsam auf und streckte

sich nach dem Türgriff.

Drinnen träumte Melissa Farr von einer Zukunft, die es für sie nicht mehr gab. Einen Moment vermeinte sie, draußen ein Geräusch zu vernehmen.

Daß es jemand anders sein konnte als Herb Colodner, kam ihr nicht in den Sinn. Erwartungsvoll setzte sie sich auf, und ein erfreutes Lächeln umspielte ihre vollen Lippen.

Als das metallische Schnappen an ihr Ohr drang, schlug ihr Herz schneller, und sie sehnte sich danach, von Herb in die Arme genommen zu werden.

Die Tür schwang auf, und Melissa glaubte Herb Colodner zu sehen. Sie hörte das Kratzen seines Schuhs auf dem Trittbrett, und als der Mann sich hochstemmte, sagte sie: »Komm rein! Mach die Tür ganz schnell zu, sonst wird mir kalt.«

»Jaaa«, kam es rauh aus der Kehle des Mörders, und diese gedehnte Antwort war ein Schock für Melissa, denn an der Stimme erkannte sie, daß es nicht Herb war.

Er klappte die Tür zu, und Melissa sah sein Gesicht, sah die Axt in seiner Hand und wollte laut um Hilfe schreien, doch das ließ der Mörder nicht zu.

Blitzschnell legte er seine Hand auf ihren aufgerissenen Mund und erstickte damit ihren Schrei.

Und dann hob er die Axt!

***

Herb Colodner erhob sich. Bill Jingles blickte zu ihm auf. »Wohin willst du?«

Colodner grinste. »Mußt du alles wissen?«

»Was hast du vor?«

»Ich hab' was zu erledigen.«

»Was?« fragte Jingles, und plötzlich ging ihm ein Licht auf. Die Wirtstochter war verschwunden. »Ah«, sagte er lachend. »Ich verstehe. Meinst du, daß du's allein schaffst? Oder brauchst du Hilfe?«

»Ich komm' schon zurecht. Du wärst mir mit Sicherheit keine Hilfe, würdest bloß stören.«

Jingles kniff die Augen listig zusammen. »Ich verlange Schweigegeld, Kumpel, sonst verpetze ich dich in längstens zehn Minuten bei den Eltern der Kleinen.«

»Trink ein Bier auf meine Rechnung.«

»Ich fürchte, mit einem Bier werde ich die Zeit nicht überbrücken, die du fort bist.«

»Na schön, zwei, aber trink langsam«, sagte Herb Colodner und schlug dem Kollegen freundschaftlich auf die Schulter. »Erpresser.«

Jingles lachte. »Soll ich gar nichts haben?«

Colodner verließ die Gaststube. Er glaubte nicht, daß das Ehepaar Farr wußte, was er mit ihrer Tochter anstellte. Den beiden war zwar bekannt, daß ihm Melissa sehr zugetan war, doch wie sehr, das ahnten sie bestimmt nicht.

Es hätte ihm nichts ausgemacht, wenn die Wirtsleute hinter dieses Geheimnis gekommen wären, denn er hatte ernste Absichten mit Melissa.

Früher hatte er überall in Europa seine »Stützpunkte« gehabt, doch damit war es vorbei, seit er Melissa kannte und liebte. Er sah sie oft wochenlang nicht, doch sie konnte sich darauf verlassen, daß er ihr treu war.

Herb Colodner nahm sich vor, demnächst einmal mit Melissas Eltern zu reden. Sie konnten sicher sein, daß er ihre Tochter glücklich machen würde, und er nahm nicht an, daß sie etwas gegen eine Verbindung haben würden.

Sein Bankkonto konnte sich für einen einfachen Truckfahrer sehen lassen. Vergangene Woche war ihm ein günstiger Existenzgründungskredit in Aussicht gestellt worden. Wenn Melissa ihre Ersparnisse dazulegte, würde Herb sein Ziel vielleicht früher als geplant erreichen. Mit Bill Jingles hatte er sich inzwischen soweit zusammengerauft, daß er ihm anbieten würde, für ihn zu fahren. Wenn er Bill mit einer Gewinnbeteiligung köderte, würde er anbeißen. Doch diese Gedanken schob Herb Colodner jetzt beiseite. Melissa wartete im Truck auf ihn, und er freute sich schon sehr auf das Alleinsein mit ihr.

Er trat aus dem Wirtshaus und hob die Schultern, als ihm der feuchtkühle Wind unangenehm über den Nacken strich. Es war Anfang April und eigentlich zu kalt für die Jahreszeit, aber Herb Colodner regte sich schon lange nicht mehr über das Wetter auf. Es spielte zu oft verrückt, deshalb nahm er es nur noch hin, wie es war.

Mit wachsender Freude begab sich der Fahrer zum Truck. Sein Blick strahlte. Melissa war ein wunderbares Mädchen. Er hatte lange suchen müssen, um sie zu finden, und nun war er bereit, alles zu tun, um sie nicht zu verlieren.

Je näher er dem Truck kam, desto schneller wurden seine Schritte. Er konnte es kaum noch erwarten, neben Melissa in der Koje zu liegen.

Jetzt stand er neben der Trucktür. Lächelnd faßte er nach dem Griff, öffnete die Tür…

Melissa sank ihm entgegen. Sie war tot, ermordet! Die Verletzung an ihrem Kopf war so schrecklich, daß dem Truckdriver, der an und für sich starke Nerven hatte, übel wurde.

»Nein!« schluchzte Herb Colodner verzweifelt.

***

Seine Augen schwammen in Tränen. »Melissa!« preßte er heiser hervor. Er schüttelte mit schmerzlich verzerrtem Gesicht den Kopf. »Melissa .... wer ... wer hat das getan? O Gott!«

Ein Geräusch drang an sein Ohr.

Der Mörder! schoß es ihm durch den Kopf. Er ließ die Tote los und wirbelte haßerfüllt herum.

»Ich bring' dich um!« krächzte er, während er durch den Tränenschleier jenen Wahnsinnigen zu entdecken versuchte, der die Bluttat verübt hatte. Es *mußte* sich um einen Wahnsinnigen handeln!

»Du Bestie!« schrie Herb Colodner in den heulenden Sturm. »Du grausamer Teufel!«

Ihm war, als würde er eine Gestalt davonlaufen sehen. Haß und Schmerz trieben ihn hinter dem Mörder her. Während er lief, wischte er sich die Tränen aus den Augen.

Jetzt hörte er deutlich die Schritte des Fliehenden, und er folgte ihnen.

Mit langen Sätzen jagte Herb Colodner durch das nächtliche Dorf. Er rannte an stillen, finsteren Häusern vorbei, durch dunkle Gassen. Die Menschen schliefen und wußten nichts von der sinnlosen, grauenvollen Bluttat, zu der es in ihrem Dorf gekommen war.

Der Mörder verließ Monwyth und setzte sich zum nahen Wald ab, durch den sich eine Straße zu einem düsteren alten Schloß namens Barrington Castle hinaufschlängelte.

Herb Colodner holte auf. Ihm fiel die Axt auf, die der Mörder bei sich trug, doch er hatte keine Angst davor. Alles in ihm schrie nach Vergeltung. Der Mord an Melissa Farr mußte gesühnt werden - in dieser Nacht.

Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Colodner holte ständig auf. Die Wut beschleunigte seine Schritte. Immer wieder verschwand der Fliehende hinter einer Kehre, doch Herb Colodner verlor ihn niemals ganz aus den Augen.

Dazu kam es erst, als der Truckfahrer das Schloß erreichte. Plötzlich war der Unhold nicht mehr da. Den Schloßhof konnte er nicht erreicht haben, denn dazu war sein Vorsprung nicht mehr groß genug gewesen.

Der Mörder mußte sich links oder rechts in den Wald geschlagen haben. Colodner war davon überzeugt, daß der Kerl ihn in diesem Augenblick beobachtete.

»He!« schrie er zornig. »Wo steckst du? Komm heraus aus dem Wald, du feige Kreatur! Es ist leicht, über ein wehrloses, ahnungsloses Mädchen herzufallen! Aber versuch's mal mit mir! Komm, und stell dich zum Kampf! Du entwischst mir nicht! Ich finde dich, und dann geht es dir dreckig, das verspreche ich dir!«

Der Sturm fegte über die hohen Baumwipfel, und die Baumstämme

bewegten sich ächzend und knarrend. Ein schauriges Konzert.

Herb Colodner sprang über den Straßengraben. Nach wenigen Schritten stolperte er über einen Ast, bückte sich danach und bewaffnete sich damit.

Grimmig preßte er die Kiefer zusammen, während ihm kalte Schweißtropfen über das Gesicht rannen. Er hatte ständig den Anblick der toten Melissa vor Augen, und er dachte, es müsse ihm das Herz zerreißen.

Verbissen suchte er Melissas Mörder, und ihm war, als würde ihn ein Stromstoß durchzucken, als er eine Bewegung sah.

Langsam näherte er sich dem dicken Stamm einer Buche. Dabei hob er den Ast, mit dem er mitleidlos auf den Mörder einschlagen wollte. Als er bis auf einen Meter an den Baum herangekommen war, blieb er stehen, spannte die Muskeln und katapultierte sich im nächsten Augenblick vorwärts, doch er mußte enttäuscht erkennen, daß Melissas Mörder sich nicht hinter diesem Baum verbarg.

Farley Walpo befand sich hinter ihm!

Herb Colodner hörte ihn nicht, aber er fühlte ihn und drehte sich blitzschnell um. Walpo griff ihn an. Colodner sah die Axt auf sich zusausen und federte nach rechts.

Haarscharf ging der Schlag daneben. Die Axt hackte in den breiten Buchenstamm, und nun schlug Herb Colodner mit dem hölzernen Knüppel zu.

Er traf, und Walpo knurrte wütend. Colodner versuchte ihn mit einem Fußtritt zu Fall zu bringen, doch er hatte damit nicht den gewünschten Erfolg.

Walpo riß die Axt aus dem Stamm und hieb damit erneut auf den Truckfahrer ein. Colodner sprang hinter die Buche und entging so einer Verletzung.

Als die Axt abermals im Baum steckte, schnellte Colodner dahinter hervor und drosch blindwütig auf den Mörder ein. Farley Walpo ließ die Axt los und wehrte sich mit den Fäusten.

Es war Colodner unbegreiflich, daß Melissas Mörder die harten Knüppeltreffer so leicht wegsteckte. Der Mann zeigte überhaupt keine Wirkung. Es war unglaublich.

Ein Faustschlag raubte Herb Colodner die Besinnung. Er verlor das Gleichgewicht, und um nicht zu fallen, krallte er seine Finger in das Hemd des Unholds.

Dieser befreite sich mit einem kraftvollen Stoß, und da Colodner nicht losließ, zerriß das Hemd des Mörders. Ein goldenes Amulett kam zum Vorschein. Es handelte sich um ein durchbrochenes Ornament, das die Form eines Tortendrittels aufwies und in das kunstvoll der Buchstabe U eingearbeitet war.

Das war das letzte, was Colodner wahrnahm, bevor er auf dem Boden

landete und sich rücklings überschlug. Schwer benommen schüttelte er den Kopf. Farley Walpo hätte ihm jetzt den Rest geben können, doch er verzichtete darauf, holte sich seine Axt und verschwand.

Als Herb Colodner wieder halbwegs bei sich war, hatte sich Melissas Mörder aus dem Staub gemacht.

***

Das Telefon läutete, und Gareth Leplat schreckte hoch. Er war vor einer Stunde zu Bett gegangen, hatte noch ein paar Zeilen in einem langweiligen Buch gelesen und schlief seit etwa fünfzehn Minuten.

Karen, seine Frau, hatte einen gesegneten Schlaf. Neben der konnte man eine Kanone abfeuern, ohne daß sie wach wurde. Leplat griff umständlich und schlaftrunken nach dem Apparat, der auf dem Nachttisch stand. Er zog den Hörer am Kabel aus der Gabel und meldete sich verdrossen.

»Haben Sie schon geschlafen, Inspektor?« kam es durch die Leitung.

»Sergeant, wenn Sie nicht einen triftigen Grund haben, mich zu wecken, können Sie morgen etwas erleben!«

»Melissa Farr wurde ermordet«, sagte Sergeant George Rodwell.

Gareth Leplat dachte, man hätte ihn mit Eiswasser begossen. »Was?« stieß er aufgeregt hervor.

»Können Sie sofort kommen?«

»Selbstverständlich«, sagte Inspektor Leplat und legte auf. Als er die Bettdecke zur Seite schleuderte, drehte sich Karen um, aber sie bekam nicht mit, daß er aufstand und das Schlafzimmer verließ.

In großer Eile kleidete er sich an, fuhr sich mit den Fingern durch das schüttere, zerzauste Haar und verließ das Haus. Fünf Minuten nach Rodwells Anruf betrat er die Polizeistation.

Der rothaarige, sommersprossige Sergeant stand auf, als Leplat eintrat. Vor Rodwells Schreibtisch saß ein verzweifelter, gebrochener Mann in zerrissener Kleidung. Er wirkte abgekämpft.

»Das ist Mr. Herb Colodner, Sir«, sagte George Rodwell.

»Ich bin Inspektor Leplat«, stellte sich Rodwells Vorgesetzter vor.

»Würden sie dem Inspektor erzählen, was geschehen ist, Mr. Colodner?« forderte der Sergeant den Fernfahrer auf.

Colodner richtete den Blick wie verloren auf die Wand. »Ich… ich bin seit einiger Zeit mit Melissa befreundet…«, sagte er stockend. »Ich… *war* es… Ich hatte ernste Absichten mit dem Mädchen. Ich wollte mich selbständig machen und Melissa dann heiraten…«

»Was sind Sie von Beruf, Mr. Colodner?« erkundigte sich der Inspektor.

»Fernfahrer.«

»Ein harter Job.«

»Ich hatte vor, freier Frachter zu werden und Melissa zu mir nach

London zu holen. Ihre Eltern wissen das nicht, aber sie hätten es von mir rechtzeitig erfahren… Immer wenn die Frachtgesellschaft eine Tour nach Cornwall zu vergeben hat, bekomme ich sie. Im Büro sitzt ein Freund von mir. Er tut mir den Gefallen, damit ich Melissa öfter sehen kann… Heute war mir wieder ein Abstecher nach Monwyth möglich. Ich und Melissa, wir wollten allein sein… ist also in den Truck gestiegen und hat auf mich gewartet… Ich kann das ihren Eltern gegenüber verantworten, Inspektor…«

Gareth Leplat nickte. Er glaubte dem Fernfahrer.

»Ich folgte Melissa nach drei Minuten«, berichtete Herb Colodner schleppend weiter. »Als ich die Wagentür öffnete… Es war entsetzlich, Inspektor… Melissa fiel mir entgegen. Ich sah ihre furchtbare Kopfverletzung und wußte sofort, daß sie nicht mehr lebte.«

»Und der Mörder?« fragte Inspektor Leplat.

»Er rannte davon. Ich verfolgte ihn. Er hatte eine Axt bei sich. Ich war so außer mir, daß ich ihn umbringen wollte.« Colodner schüttelte den Kopf und atmete tief ein. »Er lief durch den Wald zum Schloß hinauf. Dort oben stellte ich ihn…«

»Im Schloß?« fragte Gareth Leplat.

»Nein, noch im Wald. Er griff mich mit der Axt an.« Aufgeregt schilderte Colodner den erbitterten Kampf, den er nicht für sich entscheiden konnte. Der Inspektor hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen.

Erst als er schwieg, fragte Leplat: »Sind Sie in der Lage, den Mann zu beschreiben, Mr. Colodner? Glauben Sie, daß Sie ihn wiedererkennen würden?«

»Mit Sicherheit. Dieses widerliche Gesicht vergesse ich bis ans Ende meiner Tage nicht! Sein Haar war lang und strähnig. Er war etwa so groß wie ich, breitschultrig, hatte eng beisammenstehende, grausam funkelnde Augen und aufgedunsene Wangen.«

Inspektor Leplat warf dem Sergeant einen verwirrten Blick zu. George Rodwell nickte. »Ich glaube, ich denke das gleiche wie Sie, Sir.«

»Walpo!« platzte es aus Gareth Leplat hervor. »Er beschreibt Farley Walpo! Aber wie ist das möglich?«

»Wieso?« fragte Herb Colodner. »Ich schwöre Ihnen, daß der Mann so aussieht!«

»Es ist unmöglich«, sagte der Inspektor. Es schien, als würde er nur laut denken.

»Ich fürchte, ich verstehe nicht, Sir«, sagte der Fernfahrer verunsichert. »Wenn Sie wissen, wer der Mann ist, sollten Sie ihn noch in dieser Stunde verhaften.«

Gareth Leplat seufzte schwer, sah den Truckdriver ernst an und sagte: »Farley Walpo ist seit fünf Jahren tot, Mr. Colodner.«

***

»Das gibt es nicht, Inspektor«, platzte es aus Colodner heraus. »Der verdammte Kerl war so lebendig wie Sie und ich. Halten Sie mich für verrückt? Ich habe mit keinem Phantom gekämpft!«

Sie verließen die Polizeistation. Herb Colodner mußte die Polizisten zu seinem Truck führen. Außer dem Fernfahrer hatte noch niemand die Leiche entdeckt.

Monwyth war so klein, daß jeder jeden kannte, und Inspektor Leplat war diesem Mädchen besonders zugetan gewesen.

Wenn er im Wirtshaus saß, ließ er sich am liebsten von Melissa bedienen. Sie konnte so strahlend lächeln, war immer gut gelaunt und freundlich gewesen, hatte ein herzerfrischendes Wesen gehabt.

Sein Magen krampfte sich zusammen, als er daran dachte, daß er Melissas Eltern diese furchtbar traurige Nachricht überbringen mußte.

»Mein Gott!« sagte plötzlich jemand hinter den Männern. Sie drehten sich gleichzeitig um.

»Wer sind Sie?« fragte Inspektor Leplat den schnauzbärtigen Mann barsch.

»Ich bin sein Kollege«, sagte dieser und wies auf Herb Colodner. »Bill Jingles, mein Name. Herb, wieso ist dieses Mädchen tot?«

Niemand gab Jingles eine Antwort. Colodner sah den Inspektor prüfend an. »Was werden Sie tun?«

»Ehrlich gesagt, ich weiß es noch nicht. Sie liefern die Beschreibung eines Mannes, der vor fünf Jahren hier in der Gegend sieben Frauen mit einer Axt tötete. Wir jagten ihn, und er verunglückte bei den Klippen tödlich. Ich selbst war dabei, als man ihn barg, und ich war auch dabei, als man ihn beerdigte.«

»Vielleicht hat dieser Farley Walpo einen Doppelgänger - oder einen Zwillingsbruder«, sagte Herb Colodner. »Vielleicht barg man einen anderen Toten. War er nach dem Sturz von den Klippen wiederzuerkennen?«

»Kaum.«

»Dann haben Sie jemand anders beerdigt, und Farley Walpo lebte weiter. Sieben Frauen hatte er damals auf dem Gewissen?«

»Ja. Der Mann war geistig nicht zurechnungsfähig.«

»Nun ist er mit seiner Axt wieder aufgetaucht, Inspektor«, sagte Herb Colodner heiser. »Vielleicht ist Melissa Farr der Beginn einer neuen Mordserie.«

Gareth Leplat erschrak. »Malen Sie um Himmels willen den Teufel nicht an die Wand.«

»Mr. Colodner«, sagte Sergeant Rodwell eindringlich. »Bitte überlegen Sie genau, rufen Sie sich das Aussehen des Mörders noch einmal ins Gedächtnis, und versuchen Sie Ihrer Beschreibung weitere Details hinzuzufügen.«

Das war dem Fernfahrer jedoch nicht möglich. Er erinnerte sich nur

noch an eines: »Er trug einen goldenen Anhänger um den Hals.«

Rodwell und Leplat wechselten einen raschen Blick.

»Wie sah dieser Anhänger aus?« wollte Gareth Leplat wissen.

Der Truckdriver beschrieb das Ornament mit dem kunstvoll eingearbeiteten Buchstaben.

Daraufhin schüttelte der Inspektor den Kopf und sagte: »Also jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr.«

»Wieso nicht?« fragte Herb Colodner.

»Weil so einen Anhänger Lord Jeremy Barrington trägt.«

»Dann hat er Melissa getötet.«

»Dagegen spricht, daß er nicht im entferntesten so aussieht wie Farley Walpo«, sagte Inspektor Leplat.

***

Der Morgen graute. Auf dem kleinen Dorffriedhof standen vier Männer. Der Sturm hatte sich gelegt, aber das dumpfe Brausen der Brandung war zu hören. Unermüdlich schlugen die Wellen gegen die steil abfallenden Klippen. Die vier Männer nahmen das Geräusch nicht mehr wahr. Sie waren es gewöhnt. Es gehörte dazu wie die Häuser von Monwyth, die Kirche oder das Schloß. All das machte ihre vertraute Umgebung aus.

Die vier Männer waren: Inspektor Leplat, Sergeant Rodwell, Richter Norton und Barnabas Thook, der Totengräber.

Herb Colodner und sein Kollege Bill Jingles waren nicht in Monwyth geblieben. Sobald Colodner seine Aussage zu Protokoll gegeben und dieses unterschrieben hatte, verließ er das kleine Cornwalldorf, und er glaubte nicht, daß er jemals wieder hierher zurückkehren würde. Zu schmerzlich waren seine Erinnerungen.

Während Colodner und Jingles nach London fuhren, sorgten Gareth Leplat und George Rodwell dafür, daß die Ermordete in die Kirche gebracht wurde, die über einen kleinen Aufbewahrungsraum verfügte.

Den Rest der Nacht verbrachten die Polizeibeamten damit, nach Richter Norton zu suchen, um von ihm die Erlaubnis für eine Exhumierung einzuholen.

Sobald sie diese Zusage hatten, holten sie Barnabas Thook aus dem Bett, was gar nicht so einfach gewesen war, denn Thook war ein ziemlich geeichter Trinker und hatte ausgerechnet am vergangenen Abend über die Stränge geschlagen.

Mit kaltem Wasser, das sie ihm ins Gesicht schütteten, und starkem schwarzen Kaffee, den er trinken mußte, brachten sie den Totengräber auf die Beine.

Um Melissas Mutter mußte sich der Dorfarzt kümmern, nachdem sie einen Schwächeanfall erlitten hatte, und Melissas Vater saß zu Hause, hielt seit Stunden ein Foto seiner Tochter in Händen, starrte es

unentwegt an und war unansprechbar.

»Mr. Thook«, sagte Gareth Leplat und nickte dem buckligen Totengräber zu. »Fangen Sie an!«

Barnabas Thook spuckte sich zunächst in die großen Hände. Dann griff er nach dem Spaten und begann mit der Arbeit. Richter Norton mußte zurücktreten, denn Thook achtete nicht so genau darauf, wohin er die Erde warf.

Erstaunlich schnell buddelte sich der Totengräber in die Tiefe. Er wußte, wie man einen Spaten handhabte. Spätestens jetzt hätte jeder der Anwesenden eine kurze Verschnaufpause einlegen müssen, doch Barnabas Thook machte im gleichen Tempo weiter. Er schnaufte dabei rhythmisch und schleuderte die Erde auf den immer größer werdenden Haufen neben Farley Walpos Grab.

Richter Norton richtete den Blick gen Osten, wo es allmählich hell wurde. Normalerweise schlief er noch um diese Zeit. Er war kein Frühaufsteher.

Inspektor Leplat holte seine Zigaretten aus der Tasche und ließ die Packung reihum gehen. Nur Sergeant Rodwell nahm sich ein Stäbchen. Der Richter war wieder einmal dabei, sich das Rauchen abzugewöhnen. Wenn Gareth Leplat richtig mitgerechnet hatte, war es das neunte oder zehnte Mal.

»Farley Walpo«, brummte der Totengräber, als wäre er allein auf dem Friedhof, denn dann redete er zumeist mit sich selbst. »So ein Unsinn. Natürlich ist er noch da.«

»Er tut so, als würden wir ihn dafür verantwortlich machen, daß Colodner den Toten gesehen haben will«, sagte George Rodwell und blies den Rauch durch die Nasenlöcher aus. »Wen er einmal eingegraben hat, der darf nicht mehr zum Vorschein kommen.«

»Der Meinung war ich bisher auch«, sagte Inspektor Leplat, »aber Colodners Aussage macht mich plötzlich unsicher.«

Ein dumpfes Geräusch ließ die Männer aufhorchen. Sie blickten in das offene Grab. Von dem Sarg, in dem Farley Walpo gelegen hatte, waren nur noch kümmerliche Reste übrig.

»Hier liegt er«, sagte Barnabas Thook und legte ein Skelett frei. »Hab' ich's nicht gesagt?«

»Sind Sie sicher, daß das Farley Walpo ist?« fragte Sergeant Rodwell.

»Wer sollte es sonst sein?«

Der Sergeant erinnerte sich, daß Walpo nach dem Sturz von den Klippen nicht mehr zu erkennen gewesen war, aber anhand seines Gebisses identifiziert werden konnte.

»Links oben fehlt der Weisheitszahn«, sagte George Rodwell, »und der Dreier rechts oben ist ein Stiftzahn.«

Barnabas Thook untersuchte den Totenschädel. »Stimmt genau, Sergeant.«

»Dann liegt in diesem Grab eindeutig Farley Walpo«, meinte Richter Norton.

»Sag' ich doch«, meldete sich der Totengräber, an dessen Meinung anscheinend niemand interessiert war.

Inspektor Leplat kratzte sich am Hinterkopf. »Wie kann Herb Colodner eine so genaue Beschreibung von Walpo geben, wenn er ihn nicht gesehen hat? Wie kann er gleichzeitig diesen goldenen Ornamentanhänger beschreiben, der Lord Jeremy gehört? Hier paßt doch eines nicht zum andern.«

»Also daß Lord Jeremy etwas mit dem Mord zu tun hat, möchte ich von vornherein ausschließen«, sagte Richter Norton. »Ich gebe zu, Lord Jeremy Barrington ist ein etwas kauziger Mensch, aber wenn wir allen Menschen, die ein bißchen seltsam sind, einen Mord in die Schuhe zu schieben versuchten, wären Englands Gefängnisse mit Unschuldigen überfüllt.«

»Wie geht's denn nun weiter?« rief Barnabas Thook aus der Tiefe des Grabes herauf. »Das ist meine erste Exhum… Exhumie… Graböffnung. Wie lange muß es offenbleiben?«

»Sie können es wieder zuschütten«, sagte Inspektor Leplat.

»Das war alles?« fragte Thook enttäuscht.

»Nachdem wir uns davon überzeugt haben, daß Farley Walpo tatsächlich in diesem Grab liegt, besteht kein Grund mehr, es offenzulassen.«

Thook bat den Sergeant, ihm aus der Grube zu helfen, dann stieß er den Spaten in das aufgehäufte Erdreich, blickte den Inspektor und den Richter an und sagte: »Letzte Gelegenheit, meine Herren. Wenn Sie noch etwas überprüfen wollen, tun Sie's jetzt.«

»Schaufeln Sie's zu«, sagte George Rodwell.

»Tja, dann kann ich ja nach Hause fahren«, meinte Richter Norton. »Oder brauchen Sie mich noch, Inspektor?«

»Ich danke Ihnen für Ihre Mühe«, sagte Gareth Leplat.

»Der Mord wird Ihnen schlaflose Nächte bereiten, nicht wahr?«

»Die erste schlaflose Nacht habe ich bereits hinter mir«, seufzte der Inspektor.

Sie verließen den kleinen Friedhof. Bei seinem Wagen blieb Richter Norton stehen. »Sie stehen vor einem Rätsel, das sehe ich Ihnen an. Wissen Sie schon, wie Sie den Fall anpacken werden?«

Leplat zuckte mit den Schultern. »Ich werde mich an Lord Jeremy wenden.«

»Ich hoffe, Sie machen dabei keinen Fehler.«

»Ich werde sehr vorsichtig sein. Vielleicht kann mir Lord Jeremy helfen. Der Mörder trug sein goldenes Amulett. Wahrscheinlich wurde es ihm gestohlen. Er müßte doch eigentlich daran interessiert sein, es wiederzubekommen. Unter Umständen weiß Lord Jeremy, wo ich

einhaken kann.«

Richter Norton reichte dem Inspektor die Hand. »Ich beneide Sie nicht um Ihre Aufgabe. Viel Glück.«

»Danke«, sagte Gareth Leplat.

Der Richter stieg in seinen Wagen, startete den Motor, nickte Leplat wohlwollend zu und fuhr los. Sergeant Rodwell verließ den kleinen Dorffriedhof.

Barnabas Thook blieb allein zurück.

Als die Sonne aufging, betraten Leplat und Rodwell die Polizeistation, und der Totengräber ging nach Hause. Eigentlich war es ein Tag wie jeder andere.

Aber doch war nichts mehr so wie vor dem Mord…

***

Lance Selby atmete ganz flach, und sein Gesicht war grau und faltig. Wer ihn nicht kannte, schätzte ihn auf sechzig Jahre, dabei war er nicht älter als achtunddreißig.

Der Verfall des Parapsychologen schritt besorgniserregend rasch fort, und niemand - außer Roxane - konnte ihm helfen. Und Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, befand sich irgendwo, war von Metal entführt worden und wurde von diesem, das wußte Oda seit gestern, gefangengehalten.

Oda, die weiße Hexe, betrachtete wehmütig den Mann, der ihr so viel bedeutete. Er würde sterben, denn Roxane konnte ihm nicht helfen. Sie hätte selbst Hilfe gebraucht.

Die rothaarige Oda hatte gestern zum erstenmal erwogen, sich für Lance zu opfern, doch das hatte ihr Mr. Silver ausgeredet. Sie hatte mit dem Gedanken gespielt, auf die Seite der schwarzen Macht zurückzukehren, sich vom Guten abzukehren. Ihre einzige Bedingung sollte Hilfe für Lance Selby sein, doch Mr. Silver hatte recht. Man würde ihr Hilfe versprechen, dieses Versprechen später jedoch nicht halten, denn Lance war ein Feind der Mächte der Finsternis, und Feinden half man nicht.

Oda beugte sich über Lance, in dessen Adern sich das künstliche Blut des Professors Mortimer Kull befand. Sie küßte ihn. Seine Lippen waren kalt und leblos. Tränen schimmerten in den Augen der weißen Hexe.

Sie verließ das Schlafzimmer, war in Gedanken versunken, doch plötzlich schreckte sie ein Geräusch auf. Sofort waren ihre Sinne hellwach. Sie griff nach dem Handlauf und stieg die Stufen langsam hinunter, während eine Vielzahl von Gedanken durch ihren Kopf wirbelte.

Sie dachte an Mortimer Kull, diesen teuflischen Wissenschaftler, dessen Ziel es war, die Welt zu beherrschen. Er trug die Schuld daran,

daß es Lance heute so schlecht ging.

Streckte Professor Kull noch einmal die Hand nach Lance aus? Oda war entschlossen, ihren Freund, der im magischen Tiefschlaf lag, mit allen Mitteln zu verteidigen.

Mißtrauisch verharrte sie einen Moment in der Mitte der Treppe. Sie tastete mit ihren übernatürlichen Fühlern die Räume des Hauses ab, vermochte jedoch keinen Feind zu orten.

Das besagte jedoch nicht unbedingt, daß auch tatsächlich keine Gefahr drohte. Es gab viele Dämonen, die sich so abzuschirmen verstanden, daß ein Geistfühler sie nicht aufzuspüren vermochte.

Es gab kein weiteres Geräusch, doch Oda blieb vorsichtig. Sie hatte im Laufe ihres langen Lebens, das mit dem irdischen Zeitmaß nicht zu erfassen war, eine Menge schlechter Erfahrungen gesammelt.

Über lange Zeiträume hinweg war sie ständig auf der Flucht gewesen. Eigentlich war sie erst zur Ruhe gekommen, als sie zu Tony Ballard und seinen Freunden kam. Sie verlebte unvergeßliche Stunden mit Lance, doch nun sah es so aus, als würden sie zusammen nie mehr glücklich sein.

Oda schlich auf den Fuß der Treppe zu.

Ihr Blick richtete sich auf die Wohnzimmertür. Sie hob die Hände, als wollte sie eine Gefahr abwenden, ging vorsichtig weiter und öffnete die Tür lautlos.

Der Raum war leer, aber dennoch spürte Oda nun deutlich eine Bedrohung. Sie wollte vorerst nicht eintreten, sondern zunächst einmal herausfinden, welcher Art die Bedrohung war.

Doch ihr Schicksal traf eine andere Entscheidung.

Plötzlich stand jemand hinter ihr! Ein gedrungenes Wesen mit grün glänzender Haut, das große Ähnlichkeit mit einem Ghoul hatte!

Ehe sich Oda umdrehen konnte, versetzte ihr das Wesen einen kraftvollen Stoß, der sie in den Living-room hineinbeförderte. Mehr tat der Höllenscherge, dessen Aufgabe es war, abtrünnige Hexen aufzuspüren und zu töten, nicht.

Er war nur der Handlanger eines Größeren, Mächtigeren, und der erschien jetzt!

Ein Feuerkegel entstand mitten im Raum, und in diesem materialisierte sich Mago, der Schwarzmagier. Groß und hager war er. Seine Haut war granitgrau, die Ohren gespitzt, er besaß eine schwarze, gespaltene Schlangenzunge und trug ein braunes Lederwams.

Bewaffnet war der Schwarzmagier mit einem Schwert, das sowohl auf der Seite des Guten wie auch auf der Seite des Bösen begehrt und gefürchtet war.

Es gab viele Dämonen, die ihm diese starke Waffe neideten, und sie fürchteten ihn, seit er sich in den Besitz des Höllenschwerts gebracht

hatte.
Er war mit diesem Schwert in der Hand um ein Vielfaches gefährlicher geworden. Dämonen, die sich ihm in der jüngsten Vergangenheit entgegenstellten, vernichtete er mit dieser gefährlichen Waffe, und er verfolgte neuerdings hochfliegende Ziele.
Lange Zeit mußte er im Auftrag der schwarzen Magie abtrünnige Hexen zur Strecke bringen. Von dieser Handlangertätigkeit hatte er nun genug. Das Höllenschwert ermöglichte es ihm, sich in der schwarzen Hierarchie weit nach oben zu kämpfen, und das wollte er auch tun. Und er wollte seßhaft werden, nicht mehr ruhelos durch die Dimensionen ziehen.
Er hatte die Absicht, sich eine Bleibe zu schaffen.
Protoc, die Welt der Paviandämonen, sollte seine Heimat werden. Er würde sich selbst zum Kaiser der Affen krönen und unerbittlich über sein Volk herrschen.
Seine bisherigen Aufgaben sollte der dämonische Hexenjäger Stockard Ross übernehmen. Auf dem Affenthron würde sich Mago dann weitere Schritte überlegen.
Daß auf diesem Thron in Kürze ein anderer sitzen würde, störte ihn nicht. Tapandaro, der demnächst von Asmodis gekrönt werden würde, stellte für Mago kein Hindernis dar.
Das Höllenschwert würde den mächtigen Pavian vernichten, daran zweifelte Mago nicht.
Doch der Schwarzmagier war bis zu dem Zeitpunkt, wo er Tapandaro auf Protoc entgegentrat und ihm die Kaiserkrone streitig machte, nicht untätig.
Es gab für ihn auf der Erde noch einiges zu erledigen…
Als er nun aus dem feuerroten Kegel trat, verzerrte sich sein graues Gesicht zu einem diabolischen Grinsen. Oda wich zurück.
»Es ist lange her, seit wir uns das letzte Mal sahen«, sagte der Jäger der abtrünnigen Hexen.
Odas Blick suchte nach einer Fluchtmöglichkeit.
Mago schüttelte den Kopf. »Heute entkommst du mir nicht. Das Haus ist von meinen Schergen besetzt.«
Oda wollte ihre übernatürlichen Fähigkeiten aktivieren. Sie war imstande, magische Glutbälle in ihren Händen entstehen zu lassen. Wenn sie Mago damit getroffen hätte, wäre er stark geschwächt worden.
Er durchschaute ihre Absicht und setzte eine Störmagie frei, die die weiße Hexe mit großer Wucht traf.
Da war ein furchtbares Ziehen und Stechen in ihrem Körper, das einen heftigen Schmerz in ihrem Herz auslöste. Sie wurde blaß und stöhnte, sie schwankte und zitterte.
Der Schwarzmagier lachte triumphierend. »Diesmal entkommst du

mir nicht, abtrünnige Hexe. Ich wußte, daß ich dich eines Tages kriegen würde. Als dich Tony Ballard und Mr. Silver retteten, sagte ich mir, daß dein Tod nur aufgeschoben, jedoch nicht aufgehoben wäre. Ich ließ dich lange Zeit in dem Glauben, ich hätte das Interesse an dir verloren, aber nun ist die Zeit gekommen, die Sache zum Abschluß zu bringen. Ich könnte dich meinen Schergen überlassen, doch du bist für mich etwas Besonderes. Es gelingt nur wenigen abtrünnigen Hexen, mir zu entkommen. Du bist ein Mitglied der Ballard-Crew, die zu vernichten die Aufgabe jedes Schwarzblütlers sein sollte. Heute nacht wurde ich dieser Aufgabe schon einmal gerecht: Meine Schergen lockten Mr. Silver in eine Falle.«

Oda riß erschrocken die Augen auf.

Mago stieß ein gemeines Lachen aus. »Ja, Mr. Silver ging meinen Schergen ins Netz, und ich machte ihm mit dem Höllenschwert den Garaus!«

»Nein!« schrie Oda erschüttert. »Das glaube ich nicht! Das ist nicht wahr! Das hast du nicht getan! Du lügst!«

Der Schwarzmagier hob sein Schwert. »Ich habe ihm den Kopf abgeschlagen! Es war nicht schwierig, ihn zu töten! Die Höllenpeitschen meiner Schergen schwächten ihn so sehr, daß er sich nicht freikämpfen konnte. Mit diesem Schwertstreich ging für mich einer meiner größten Wünsche in Erfüllung. Lange schon wollte ich Mr. Silver vernichten. Endlich ist es mir gelungen. Ich werde dafür sorgen, daß sich meine Tat in den Dimensionen des Grauens wie ein Lauffeuer verbreitet. Viele Dämonen werden mich bejubeln. Sippen, die meinen Namen noch nie gehört haben, werden ihn nun erfahren. Ich bin im Begriff, in der Höllenhierarchie aufzusteigen. Zum Abschluß meiner Tätigkeit als Hexenjäger werde ich dich töten. Damit setze ich einen Schlußstrich, der mir gefällt, und die offene Rechnung wird endlich beglichen.«

Oda bebte vor Furcht. Sie starrte auf das Höllenschwert, das von innen heraus zu leuchten schien. Wenn es Mago doch niemals gelungen wäre, Mr. Silver diese gefährliche Waffe zu stehlen!

Der Ex-Dämon war zu sorglos gewesen. Er hätte das Schwert sichern müssen. Der Fehler, daß er es nicht getan hatte, hatte sich an ihm bereits bitter gerächt.

Mago war vorsichtiger. Würde es jemals jemand schaffen, ihm das Höllenschwert wieder abzujagen?

Oda dachte an Lance Selby, der oben im Schlafzimmer lag und keine Ahnung hatte, wie es um sie stand. Er würde sie verlieren, ohne es zu wissen. Aber er würde auch selbst nicht mehr lange leben…

»Bist du bereit, weiße Hexe?« zischelte Mago mit seiner gespaltenen Zunge.

»Ich werde dich nicht um Gnade bitten«, erwiderte Oda trotzig.

»Ich würde sie dir auch nicht gewähren.«

Es funkelte leidenschaftlich in Odas Augen. »Ich verfluche dich, Mago, und ich wäre glücklich, wenn mein Fluch dich eines Tages vernichten würde!«

Der Schwarzmagier lachte überheblich. »Das Höllenschwert wird mich vor allen Flüchen bewahren und mich von Sieg zu Sieg führen!« Er trat zwei Schritte vor. »Stirb, Abtrünnige!«

Oda rührte sich nicht von der Stelle, als Mago den tödlichen Streich führte. Ihr Geist, einem gläsernen Wesen gleich, wich zurück, und als der Hexenkörper zusammenbrach, löste sich Odas Geist auf.

Triumph loderte in Magos Augen. Gestern Mr. Silver, heute Oda... Er hob das Höllenschwert und sagte grinsend: »Und schon bald wird Tapandaro durch dich sein Leben verlieren!«

***

Der Schatten des Hubschraubers lag unter uns, strich über grüne Wiesen und finstere Wälder. Wir sahen kleine Dörfer, die mit dünnen Straßenbändern verbunden waren, sahen die Klippen und die weiße Brandung, die unermüdlich dagegen anrollte.

Cornwall... Wir hatten unser Ziel - Monwyth - schon fast erreicht. Diesem Flug ging eine lange Geschichte voraus. Ein Mann namens Fred Dawson machte mich auf die Umtriebe des Zauberers Angelo d'Alessandro aufmerksam. Ich legte d'Alessandro das Handwerk und wollte ihn der Polizei übergeben, doch der Zauberer schlug mir ein Geschäft vor, das ich nicht ablehnen durfte, denn endlich bot sich mir die Möglichkeit, Loxagons Grab zu finden.

Angelo d'Alessandro sprach von einem Plan und von drei goldenen Ornamentdritteln, die, richtig zusammengesetzt und auf besagten Plan gelegt, Aufschluß darüber geben würden, wo sich das Grab des einst so mächtigen Dämons befand.

Drei Ornamentträger gab es. Einer davon war Kaddo, ein Dämon, der als Lord Jeremy Barrington auf Cornwall lebte. Zu ihm waren wir unterwegs.

Ich hatte nicht nur die Absicht, ihm das goldene Amulett abzunehmen; er würde mir auch den Namen des zweiten Ornamentträgers nennen müssen.

Den Namen des dritten Ornamentträgers kannte Kaddo nicht, den wußte nur jener Dämon, dessen Namen ich von Kaddo erfahren würde.

Vor dem Abflug hatte sich, wie vereinbart, Fred Dawson telefonisch bei mir gemeldet. Es ging ihm bereits wieder gut. Den Schock, daß er beinahe das Opfer eines Zombies geworden wäre, hatte er verdaut.

Ich hatte meinen Partner Tucker Peckinpah mitten in der Nacht gebeten, mir sämtliche Informationen zu verschaffen, die er über Lord

Jeremy kriegen könne.

Als ich in den Hubschrauber stieg, übergab mir der Pilot eine enttäuschend dünne Mappe. Die Informationen, die Tucker Peckinpah in der Eile ausgraben konnte, waren mehr als dürftig. Es ging daraus lediglich hervor, daß Lord Jeremy ein sehr zurückgezogenes Leben auf Barrington Castle führte.

Von dämonischen Umtrieben wußte niemand. Auch ahnte kein Mensch, daß Lord Jeremy Barrington ein Schwarzblütler war und in Wirklichkeit Kaddo hieß.

Ein buckliger Butler namens Jameson war als einziger auf dem düsteren Cornwallschloß geduldet. Besucher blieben in der Regel nicht lange, denn Lord Jeremy ließ sie spüren, daß sie unerwünscht waren.

Es sollte mal eine Frau an Lord Barringtons Seite gegeben haben: Lady Agnes Barrington. Kaum jemand bekam sie zu Gesicht, und eines Tages hieß es dann, sie wäre tot und in der Familiengruft beigesetzt.

Aus den spärlichen Informationen ging hervor, daß der Lord von den Menschen, die in Monwyth lebten, als komischer Kauz angesehen wurde, und da auf dem Schloß niemand willkommen war, bemühte sich niemand um einen Kontakt mit dem Schloßherrn.

Wenn man die dünne Mappe ansah, konnte man meinen, Tucker Peckinpah hätte sich diesmal nicht gerade besonders angestrengt, aber ich wußte, daß das nicht stimmte. Der reiche Industrielle war bekannt dafür, daß er keine halben Sachen machte.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch erwähnt, daß sich in der Mappe auch eine Aufstellung der Barringtonschen Besitztümer befand, doch auch diese gaben keinen Aufschluß über die Gefährlichkeit des Dämons Kaddo.

Meine blonde Freundin Vicky Bonney saß neben mir. Sie hatte beruflich in Coventry zu tun gehabt und war erst heute morgen nach London zurückgekehrt.

Als sie hörte, wohin ich zu fliegen gedachte, wollte sie unbedingt mitkommen.

Der Pilot machte uns auf Monwyth, diesen winzigen Fleck in der Landschaft, aufmerksam. Ich wollte etwas erwidern, doch da stieg in mir eine plötzliche Übelkeit hoch, und rote Punkte tanzten vor meinen Augen.

Ich lehnte mich zurück und atmete tief durch. Ich wollte nicht, daß Vicky etwas von meinem Unwohlsein bemerkte, aber es fiel ihr auf, und sie erschrak.

»Tony, ist dir nicht gut?«

Ich lächelte verkrampft. »Es ist gleich wieder vorbei.«

»Was hast du?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ein Schwächeanfall?«

Die roten Punkte verschwanden und ich erholte mich wieder. Mein Mund war trocken. Ich regte die Speicheldrüsen mit einem Lakritzenbonbon an.

»Ich bin schon wieder okay«, sagte ich.

»Du hast mir einen Schreck eingejagt.«

»Das tut mir leid. Mach dir keine Sorgen. Ich fühle mich gut.«

Aber Vicky machte sich Sorgen. Sie sagte es nicht, doch ich sah es ihr an. Ich versuchte seit einigen Wochen herauszufinden, was es mit diesen merkwürdigen Anfällen auf sich hatte, war bisher aber noch nicht dahintergekommen.

Manchmal hatte ich den Eindruck, nicht mehr ganz ich selbst zu sein. Vieles, das mir seit Jahren vertraut war, kam mir dann seltsam fremd vor.

Immer wieder sagte ich mir, ich sollte das Ganze nicht überbewerten, doch wenn es so hartnäckig immer wiederkehrte, würde ich mir darüber noch einmal ernsthaft Gedanken machen müssen.

Der Pilot drückte den Helikopter tiefer, und wir sahen vor uns Barrington Castle aufragen. Das graue, düstere Cornwallschloß war umsäumt von dichtem Wald, durch den sich eine Straße Richtung Monwyth schlängelte.

Wir erkannten den schlanken hohen Wehrturm und die kantigen Zinnen mit den dahinter befindlichen Wehrgängen. Kahl und abweisend umschloß eine hohe Mauer Barrington Castle. Allein dieses Bauwerk verriet schon, daß hier niemand willkommen war, doch wir würden uns darüber ungeniert hinwegsetzen. Schließlich war ganz klar, daß Kaddo niemals Einladungen an Dämonenjäger verschicken würde.

Vicky streifte mich mit einem heimlichen Blick. Ich zeigte ihr mit einem strahlenden Lächeln, daß das Tief überwunden war.

Der Pilot hielt nach einer Landemöglichkeit Ausschau und setzte die Maschine in der Nähe des großen Schloßtors auf einen weichen Rasenteppich.

Ich schlug dem Mann am Steuerhorn auf die Schulter, öffnete die Kanzeltür und sprang hinaus. Vicky Bonney folgte mir. Als dritter verließ Boram, der Nessel-Vampir, den Hubschrauber, und als vierter… Mr. Silver.

***

Petula Boykin und Mike Baker hatten die schönste Nacht ihres Lebens hinter sich, und noch viele solcher Nächte sollten folgen.

Es wäre noch nicht dazu gekommen, wenn sich Petula nicht ständig verfolgt, belauert und bedroht gefühlt hätte. Da gab es einen unheimlichen Mann, der ihr seit Tagen nachstellte, sie aber niemals ansprach, immer auf Distanz blieb und sich damit begnügte, sie zu

beobachten.
Der Unbekannte machte Petula Angst. Gestern abend brachte ein Bote seltsame Rosen von ihm. Teufelsrosen hatte Petula sie genannt, denn die Blumen versuchten sie auf eine seltsame Weise mit dem intensiven Duft, den sie verströmten, in ihren Bann zu ziehen.
Zuerst hatte Petula nicht vorgehabt, ihrem Freund von diesem unheimlichen Mann zu erzählen, dann hatte sie es aber doch getan, und er hatte ihr angeboten, bis zum Wochenende zu ihm zu ziehen.
Sie bereute nicht, das Angebot angenommen zu haben, schlang nach dem Frühstück die Arme um seinen Nacken und küßte ihn innig.
»Bist du glücklich?« fragte er.
»Sehr. Und du?«
»Noch mehr«, sagte er schmunzelnd.
»Ich liebe dich, Mike.«
»Ich dich auch.«
»Sei vorsichtig, wenn du meinen Koffer holst. Dieser Mann könnte wieder da sein.«
Mike Baker nickte grimmig. »Dem würde ich gehörig die Hölle heißmachen.«
Als er sein Haus verließ, sagte er, sie solle sich bei ihm wie zu Hause fühlen.
»Grüß' Joanna von mir«, bat sie ihn.
»Mach' ich«, gab er zurück und stieg in seinen Ford Sierra.
Petula schloß die Haustür und erschien an einem Fenster. Mike winkte ihr lächelnd zu und fuhr los, ohne zu ahnen, daß in der Wohnung, die sich Petula Boykin und Joanna Snyder teilten, der Tod auf ihn lauerte.

***

Ja, auch Mr. Silver, der Ex-Dämon, war mit von der Partie. Mehr durch einen Zufall war er Mago und seinen Schergen letzte Nacht entkommen.
Einer der Höllenschergen hatte ihn aus dem Haus gelockt. Unter normalen Umständen hätte er versucht, den Schwarzblütler zu stellen und unschädlich zu machen, aber ich hatte Boram, den weißen Vampir, mit nach Hause gebracht.
Boram, von dem Zauberer Angelo d'Alessandro zunächst geschaffen um mich zu töten, war von meinem Gegner umgedreht und zu meinem Diener gemacht worden, doch Mr. Silver wollte dem Frieden nicht so recht trauen, und erst recht wollte er mich mit dem Nessel-Vampir nicht allein lassen.
Da er also an zwei Orten gleichzeitig sein sollte, schuf er mit Hilfe seines Ektoplasmas einen Doppelgänger, und dieser folgte Magos Schergen.

Inzwischen wußte der Hüne mit den Silberhaaren, daß ihm dieser Trick das Leben rettete, denn er kannte das Schicksal, das seinen Doppelgänger im Hafen ereilt hatte.

Mago tötete Ekto-Silver mit dem Höllenschwert und mußte davon überzeugt sein, den echten Ex-Dämon zur Strecke gebracht zu haben. In Wirklichkeit aber erfreute sich Mr. Silver bester Gesundheit… und hoffte, daß er dem Schwarzmagier schon bald das Schwert, das seinem zweiten Ich das Leben gekostet hatte, wieder abjagen konnte.

Leicht würde es nicht sein, Mago diese starke Waffe zu entreißen, aber mit vereinten Kräften mußte es uns gelingen, ihn zu besiegen.

Wir traten zurück. Boram, das Nebelwesen, zerfaserte immer wieder im Rotorwind, doch das dampfende Nesselgift, mit dem ich gestern unliebsame Bekanntschaft gemacht hatte, fand sich wieder zu seiner schlanken Vampirgestalt zusammen.

Der Helikopter stieg mit heulenden Turbinen hoch und verschwand hinter den dichten Baumkronen. Der Pilot hatte in Plymouth zu tun und würde hierher zurückkehren, sobald er erledigt hatte, was ihm Tucker Peckinpah auftrug.

Inzwischen wollten wir uns Lord Jeremy Barrington alias Kaddo vornehmen. Vicky Bonney schritt neben mir auf das große offene Schloßtor zu.

Ich merkte, daß sie schauderte. »Dieses Schloß möchte ich nicht einmal geschenkt haben. Hier könnte ich mich nicht wohlfühlen.«

Sie hatte recht. Diese Mauern umwehte ein unheimlicher Hauch, der überall präsent war, und er verdichtete sich, als wir den Schloßhof betraten.

Schattige Erker und dämmrige Gänge umgaben uns. Da Jameson, der Butler, alle Hausarbeiten allein bewältigen mußte, fiel mir der Schmutz an den Fenstern auf, und vor dem Abgang zu den Arkaden hingen dichte zitternde Spinnweben.

Auf den ersten Blick machte das Schloß einen unbewohnten Eindruck.

Sand knirschte unter unseren Schuhen, als wir die abgetretenen, teilweise mit Schlinggewächsen bedeckten Stufen hinaufstiegen. Ein staubiges Wappen prangte an der hohen Tür.

Mr. Silver trat vor und griff nach einem massiven Eisenring, der im Maul eines Löwen hing. Er schlug den Ring mehrmals gegen die Tür. Unheimlich hallten die Schläge im Schloß.

Wir warteten, doch niemand ließ uns ein. Weder Jameson noch Lord Jeremy erschien.

»Niemand zu Hause«, brummte Mr. Silver.

Da hörte ich, wie Vicky Bonney die Luft scharf einzog. Ich drehte mich rasch um und folgte ihrem Blick. Hinter dem Glas eines Turmfensters war das bleiche Oval eines Gesichts zu erkennen.

Jetzt verschwand es, aber nun wußten wir, daß das Schloß nicht verlassen war.

***

Joanna Snyder stand seit einer Stunde am Fenster und blickte reglos auf die Straße hinunter. Es hatte den Anschein, als würde sie auf jemanden warten.

Ein Ruck ging durch ihren Körper, und ihre slawischen Züge verfinsterten sich, als sie Mike Bakers Ford Sierra erblickte. Rasch trat sie zurück und eilte zum Telefon, um den Mann anzurufen, der sie zu seinem Werkzeug, zu seiner gewissenlosen Komplizin gemacht hatte.

»Er kommt!« meldete sie. »Mike Baker kommt, um Petulas Koffer abzuholen.«

»Du weißt, was du zu tun hast!« sagte Jack Sarno am anderen Ende der Leitung scharf.

»Ich werde ihn töten«, sagte das dunkelhaarige Mädchen emotionslos.

Sarno - Angelo d'Alessandros gelehriger Schüler - lachte grausam. Er hatte vor, Petula Boykin zu seiner Gefährtin zu machen. Da ihm Mike Baker im Weg war, mußte er sterben.

»So ist es richtig«, sagte er hart.

Es läutete an der Tür.

»Da ist er schon«, sagte Joanna.

»Laß ihn nicht warten«, erwiderte Jack Sarno und legte auf.

»Hallo, Mike«, sagte Joanna Snyder, als sie die Tür öffnete, und versuchte ein freundliches Lächeln, das jedoch nicht ihre Augen erreichte. »Wie geht es meiner Freundin?«

»Gut, sehr gut. Und wie geht es Ihnen?«

Sie zuckte mit den Schultern, als wüßte sie es nicht. »Der Koffer befindet sich in Petulas Zimmer.«

»Hat jemand nach Petula gefragt?« wollte Mike wissen.

»Bis jetzt noch nicht.«

»Sie bewahren weiterhin strengstes Stillschweigen. Können wir uns auf Sie verlassen?«

»Selbstverständlich«, log Joanna Snyder. »Soll ich Ihnen sagen, womit ich rechne? Daß Petula ganz bei Ihnen bleiben wird.«

Mike lächelte. »Ich hätte nichts dagegen. Ich liebe Petula sehr.«

»Hoffentlich finde ich ein anderes Mädchen, mit dem ich mich genauso gut verstehe. Für mich allein ist die Wohnung zu groß. Vor allem die Miete würde mich armfressen.«

»Wissen Sie was? Sollte sich Petula dazu entschließen, für immer bei mir zu wohnen, zahle ich ihren Mietanteil so lange, bis Sie eine passende Mitbewohnerin gefunden haben.«

»Ein Angebot, das sich hören läßt«, sagte Joanna Snyder und öffnete

die Tür, die in Petulas Zimmer führte.

Der gepackte Koffer lag auf dem Bett. Joanna schielte zum Schrank, auf dem das große Fleischmesser bereitlag. Noch in der Nacht hatte sie die Vorbereitungen für den Mord getroffen.

»Sollte Petula noch etwas benötigen, rufen Sie mich an«, sagte Joanna, trat ein, machte einen Schritt zur Seite, und als Mike an ihr vorbeiging um den Koffer zu holen, hob sie unbemerkt die Hand und griff nach dem Messer…

***

Mago zog sich zurück, nahm die Schergen mit. Zufriedenheit erfüllte ihn. Odas und Mr. Silvers Tod war lange schon fällig gewesen, fand er. Zwar fiel es nicht in seinen Aufgabenbereich, den Ex-Dämon zu vernichten, doch kein Mitglied der schwarzen Macht würde ihm diese »Fleißaufgabe« übelnehmen. Alle würden es freudig begrüßen, daß es diesen gefährlichen Feind der Hölle nicht mehr gab.

Nun würde man leichter an Tony Ballard herankommen, denn Mr. Silver konnte seinen Freund nicht mehr abschirmen. Ballards Flanke war aufgerissen, und es würde sich wohl bald ein Dämon finden, der ihm den Todesstoß versetzte.

Mago selbst zog es hinüber nach Protoc, wo er sich niederzulassen gedachte. Er wollte die Krönungsfeierlichkeiten nicht stören, würde sie aus der Ferne verfolgen und vor allem warten, bis Asmodis der Welt der Paviandämonen den Rücken kehrte.

Der Schwarzmagier verließ die Erde, glitt durch Zeiten und Räume. Noch trug Tapandaro das Ornamentdrittel um seinen Hals, aber bald würde es Mago gehören, und er war zuversichtlich, auch die beiden anderen Drittel des Ornamentkreises in seinen Besitz zu bringen.

Dann hatte er Loxagons Grab schon so gut wie gefunden.

Er betrachtete grinsend die Klinge des Höllenschwerts und sagte zischelnd: »Ich werde deinen Namen erfahren und dich vollkommen Untertan machen. Dein Eigenleben kann mir dann nicht mehr gefährlich werden. Du und ich… wir werden zu einer Einheit verschmelzen, vor der alle zittern müssen.« Er lachte überheblich. »Atax, dieser Schwächling, wollte sich mit mir verbünden, damit ich ihm nicht gefährlich werde. Aber Mago braucht kein Bündnis einzugehen, um stark zu sein. Mit niemandem!«

***

Mike Baker hob den Koffer hoch. Dabei warf er einen Blick in den Frisierspiegel, und im selben Moment zog sich seine Kopfhaut schmerzhaft zusammen.

Er sah Joannas haßverzerrtes Gesicht und das Fleischmesser in ihrer Hand. Nie im Leben hätte er gedacht, daß dieses Mädchen die Absicht haben könne, ihn zu töten.

Aber sie stach eiskalt zu, und wenn Mike sie nicht im Spiegel gesehen hätte, wäre er verloren gewesen. Er drehte sich blitzschnell um, ließ den Koffer dabei aber nicht los.

Joanna, die mit keiner Reaktion ihres Opfers rechnete, verfehlte den jungen Mann. Gleichzeitig traf die Kofferkante sie und warf sie gegen den Schrank.

Ihr Wutschrei gellte durchs Zimmer, und ihr Gesicht wurde zu einer gemeinen, abstoßenden Fratze. Das Mädchen wurde zur Furie, stieß sich vom Schrank ab und stach erneut auf Mike Baker ein.

Dieser hob den Koffer schützend vor seinen Körper. Die lange Klinge des Fleischmessers bohrte sich hinein, und als Mike Baker den Koffer fallenließ, blieb das Messer darin stecken.

Joanna Snyder war jedoch auch ohne das Messer gefährlich. Sie stürzte sich auf Mike und wollte ihm ihre langen Fingernägel ins Gesicht schlagen.

Er hatte große Mühe mit ihr, fing ihre Arme ab, doch sie riß sich los, gab ihm einen Tritt gegen das Schienbein und gebärdete sich wie eine Wahnsinnige.

Als sie ihn in die Hand biß, brüllte er auf, und der Schmerz ließ ihn rot sehen. Bis zu diesem Augenblick hatte er noch Rücksicht auf sie genommen, doch nun ging er voll aus sich heraus. Er mußte dieses rabiate Mädchen zur Räson bringen. Wenn ihm das nicht gelang, holte sie sich ihr Messer womöglich wieder und erreichte mit dem zweiten Versuch, was sie sich vorgenommen hatte.

Sie schlug blindwütig auf ihn ein, und er schlug zurück. Als er keuchend von ihr abließ, lag sie schluchzend auf dem Boden.

Er packte sie an den Schultern, riß sie hoch und rammte sie gegen die Wand. »Warum haben Sie das getan?« schrie er ihr ins Gesicht. »Verdammt, Joanna, warum versuchten Sie mich umzubringen?«

»Er will es! Ich muß es tun!«

»Wer will es? Dieser Kerl etwa, der Petula ständig verfolgt?«

»Ja, er machte mich zu seiner Verbündeten.«

Mike schauderte. »War er hier in dieser Wohnung?«

»Ich muß ihm gehorchen, er ist mein Meister«, preßte das Mädchen heiser hervor. Sie starrte an Mike vorbei. »Er und ich sind eins. Er hat mein Blut in sich.«

»Mein Gott, wieso hat er Ihr Blut in sich? Was soll das bedeuten?« fragte Mike Baker betroffen.

Joanna gab ihm darauf keine Antwort. »Er wird mich bestrafen, weil ich versagt habe«, sagte sie tonlos.

»Nichts wird er Ihnen tun, Joanna. Sie brauchen vor ihm keine Angst zu haben.«

»Er ist mächtig, versteht sich auf die Kunst der schwarzen Magie!«

»Man wird ihm das Handwerk legen, das schwöre ich Ihnen. Wann

hat er sich mit Ihnen befaßt?«
»Gestern, nachdem Petula gegangen war. Sie warf die Teufelsrosen in den Müllschlucker, aber die Blumen kehrten zurück… Und dann kam er…«
»Wie ist sein Name? Wissen Sie, wie er heißt?«
»Ja. Jack Sarno.«
»Wo wohnt er?«
Joanna Snyder nannte die Adresse.
Dem jungen Mann brach plötzlich der kalte Schweiß aus. »Sarno machte Sie zu seiner Komplizin, nachdem Petula die Wohnung verlassen hatte. Das heißt, Sie standen bereits auf seiner Seite, als Petula Sie später anrief.«
»So ist es.«
»Dann weiß Jack Sarno mit Sicherheit, daß sich Petula bei mir versteckt hat. Ich bin sicher, Sie haben es ihm verraten.«
Joanna nickte. »Und er trug mir auf, Sie zu töten. Er weiß, daß Sie hier sind.«
»Und wo ist er?«
Da lachte das Mädchen schaurig. »Bei Petula. Was dachten Sie denn?«

***

Petula machte sich in Mikes Haus nützlich. Sie wischte Staub, reinigte die Teppichböden mit dem Staubsauger und begab sich anschließend in die Küche, um nachzusehen, was sich alles im Kühlschrank befand.
Bestimmt würde sich Mike freuen, wenn sie ihn mit ihren Kochkünsten verwöhnte. Zwar konnte sie sich noch nicht als perfekte Köchin bezeichnen, aber eine Reihe von Speisen gelangen ihr schon sehr gut.
Nachdem sie sich einen Überblick verschafft hatte, was alles da war, überlegte sie sich ein Menü, doch sie wurde beim Nachdenken gestört, denn jemand läutete an der Tür.
Vielleicht war es Mike, der die Schlüssel vergessen hatte. Zeitmäßig hätte er wieder zurück sein können. Petula verließ die Küche und öffnete bedenkenlos die Tür.
Als sie sah, wer draußen stand, prallte sie entsetzt zurück. Dann stieß sie die Tür zu, doch Jack Sarnos Fuß zuckte vor, und die Tür flog dagegen.
Verstört schüttelte Petula den Kopf. Sarno trat ein. »Was… was wollen sie von mir?« fragte das Mädchen heiser und wich ängstlich zurück. »Wer sind Sie? Wie haben Sie mich gefunden?«
Sarno grinste. »Joanna hat es mir verraten.«
»Das glaube ich nicht; sie würde so etwas nie tun!«

»Weil sie deine Freundin ist? Das ist sie nicht mehr.«

»Ich verbiete Ihnen, mich zu duzen!« schrie Petula Boykin den unheimlichen Mann an. »Was erlauben Sie sich? Wer gibt Ihnen das Recht, in dieses Haus einzudringen?«

»Ich nehme es mir.«

»Ich werde die Polizei…«

»Du wirst gar nichts, Petula. Du wirst nur noch eines: mir gehorchen!«

»Sie sind verrückt!« stieß das Mädchen schrill hervor. »Seit Tagen verfolgen Sie mich! Warum?«

»Du gefällst mir«, sagte Jack Sarno.

»Ich habe einen Freund…«

Sarno schüttelte den Kopf. »Nicht mehr. Du hattest einen Freund. Er lebt mit Sicherheit nicht mehr. Ich habe Joanna befohlen, ihn zu töten.«

Petula lachte grell auf. »Sie sind tatsächlich verrückt. Glauben Sie im Ernst, daß Joanna so etwas tut? Niemals!«

»Unter normalen Umständen wäre sie dazu nicht bereit gewesen, das gebe ich zu, deshalb half ich mit schwarzer Magie nach. Und nun bin ich hier, um dich zu mir zu holen. Ich werde dich zu meiner Gefährtin machen.«

»Sie kriegen mich nicht dazu, daß ich dieses Haus verlasse! Und Mike ist nicht tot, das glaube ich einfach nicht! Er wird in wenigen Minuten nach Hause kommen. Wenn Sie dann noch hier sind, werden Sie Ihr blaues Wunder erleben!«

Sarno wollte nach dem Handgelenk des zarten Mädchens greifen, doch Petula Boykin sprang zurück und ergriff die Flucht.

In heller Angst stürmte sie die Treppe hoch.

»Bleib hier!« rief ihr Sarno unwillig nach. »Du entkommst mir nicht!«

Sie keuchte weiter, wollte sich im Obergeschoß in eines der Zimmer einschließen.

»Petula, bleib!« schrie Jack Sarno herrisch.

Drei Stufen hatte das Mädchen noch zurückzulegen. Sie hob das Bein nicht hoch genug, stieß mit der Schuhspitze gegen die Stufenkante und fiel.

Erschrocken spreizte sie die Arme ab, ihre Hände zuckten Halt suchend in die Luft, und dann purzelte sie die Treppe herunter. Bewußtlos blieb sie liegen.

»Habe ich es dir nicht gesagt?« meinte er grinsend. »Du entkommst mir nicht!« Er bückte sich, schob seine Hände unter ihren zierlichen Körper, hob sie hoch und trug sie aus dem Haus in seinen Wagen.

***

»Los!« schnarrte Mike Baker. »Aufstehen! Nun machen Sie schon!« Er

faßte sie hart an. Immerhin hatte sie ihn zu töten versucht, und sie war ihm immer noch feindlich gesinnt. Sobald sie sich erholt hatte, bestand die Gefahr, daß sie ihn erneut angriff.

Denn *der Meister verlangte es von ihr*!

Joanna erhob sich. »Wohin bringen Sie mich?«

»Erst mal begleiten Sie mich nach Hause. Beten Sie, daß ich Jack Sarno abfangen kann!«

»Beten?« sagte Joanna verächtlich. »Das habe ich nicht mehr nötig. Und wenn, dann nicht zu Gott!«

Mike zog das Messer aus dem Koffer, warf es unter das Bett und drängte Joanna aus dem Schlafzimmer. Sie verließen die Wohnung. Da Joanna schwankte, stützte Mike sie.

Widerwillig stieg sie in seinen Ford Sierra. Er warf Petulas Koffer auf die Rücksitze und stieg ein. Der Wagen löste sich Augenblicke später von der Gehsteigkante und fädelte sich in den Verkehr ein.

Mike fuhr, so schnell es möglich war. Er überholte, rutschte bei manchen Kreuzungen gerade noch durch und hoffte, daß die Verkehrspolizei heute mal beide Augen zudrückte, denn wenn man ihn angehalten hätte, hätte er die Nerven verloren.

Meister nennt sie ihn! dachte Mike Baker grimmig. Ich werde dafür sorgen, daß dieser »Meister« hinter Schloß und Riegel kommt.

Als er in die Straße einbog, in der er wohnte, beschlich ihn ein furchtbares Gefühl. Seine Phantasie spielte ihm Streiche.

Vor seinem kleinen Haus stoppte er den Sierra. »Raus!« befahl er Joanna. Er mußte sie immer neben sich haben, sonst stellte sie irgend etwas an oder ergriff einfach die Flucht. »Steigen Sie aus!«

Joanna Snyder hatte sich während der Fahrt erholt. Sie war entschlossen, Mike Baker noch einmal anzugreifen, doch im Augenblick gehorchte sie, stieg aus und wartete, bis Mike um das Auto herumkam.

Er holte den Koffer aus dem Fahrzeug und nahm das Mädchen mit in sein Haus.

»Petula!« rief er in der Diele und stellte den Koffer ab. »Petula!« Seine Freundin antwortete nicht.

Joanna sah ihn triumphierend an und kicherte. »Sie ist nicht hier. Der Meister hat sie sich inzwischen geholt. Das war gut eingefädelt!«

»Ich hole mir Petula wieder«, knirschte Mike wütend. »Freuen Sie sich nicht zu früh! Kommen Sie, wir gehen!«

Er wollte die Haustür, die er zuvor zugeschlagen hatte, öffnen, war nur einen Moment unvorsichtig, da passierte es schon. Joanna nützte die kleine Chance.

Sie bückte sich, packte den Schirmständer, der neben ihr stand, mit beiden Händen, schwang ihn hoch und schlug Mike Baker damit nieder.

Er sah ein Feuerwerk vor seinen Augen niederprasseln, und dann folgte die Schwärze der Ohnmacht!

***

»Wir sollten etwas tun«, sagte Mr. Silver ungeduldig. »Wenn uns niemand einlassen will, helfen wir uns eben selbst. Es fällt mir nicht schwer, dieses Türschloß zu öffnen.«

Vicky Bonney schlug den Metallring ebenfalls mehrmals gegen die Tür und blickte zu dem grauen Turmfenster hinauf, an dem vorhin ein Gesicht zu sehen war.

»Das hat keinen Zweck« behauptete der Ex-Dämon.

»Na schön«, sagte ich zu meinem Freund. »Zeig mal ein bißchen was von deinen kriminellen Fähigkeiten.«

Der Hüne mit den Silberhaaren grinste. »Wenn hier ein völlig harmloser Lord Jeremy wohnen würde, würde ich so einen Vorschlag nie machen. Aber ungewöhnliche Situationen erfordern ungewöhnliche Maßnahmen.«

»Bin ganz deiner Meinung«, sagte ich.

Der Ex-Dämon trat an die Tür, legte seine Hände an das Schloß und öffnete es mit einem Magieimpuls. Wir vernahmen das metallische Schnappen, und dann drückte der Hüne die Tür auf.

Ein kühler, modrig riechender Atem wehte uns entgegen. Wir traten in eine düstere Halle, und mir war, als würden sich rasche Schritte entfernen.

»Ein Spukschloß«, raunte mir Vicky Bonney zu.

»Bleib vorsichtshalber in meiner Nähe«, riet ich ihr. »Vielleicht ist Kaddo zu Hause und reagiert auf unser Eindringen mit einem direkten Angriff.«

Boram und Mr. Silver gingen vor uns. Wenn Kaddo uns angegriffen hätte, hätten sich ihm der weiße Vampir und der Ex-Dämon entgegengeworfen.

Unsere Schritte hallten durch die schummrige Halle. Dies also war das Zuhause eines Dämons. Wir konnten davon ausgehen, daß Kaddo in diesem Schloß seine düsteren Pläne ausheckte, mit denen er dann die Menschen in der Umgebung peinigte. Ich fand nur seltsam, daß noch niemand auf die Idee gekommen war, den Schloßbesitzer damit in Zusammenhang zu bringen.

Wenn dies der Fall gewesen wäre, hätte es in Peckinpahs Unterlagen gestanden.

Wir erreichten die Mitte der düsteren Halle. Ein Luftzug strich an uns vorbei, erfaßte die Tür und warf sie zu. Der dumpfe Knall, der dabei entstand, ließ Vicky Bonney heftig zusammenzucken.

»Bereust du es, mitgekommen zu sein?« fragte ich.

»Nein, aber dieses Schloß ist mir nicht geheuer. Normalerweise fühle

ich mich in solchen Behausungen nicht so unbehaglich.«

»Kaddo scheint auch dann präsent zu sein, wenn man ihn nicht sieht«, sagte ich und blickte mich mißtrauisch um. »Ich vermute, daß er bereits von unserer Anwesenheit weiß.«

»Vielleicht ist er in der Lage, sich unsichtbar zu machen«, flüsterte Vicky.

Irgendwo knarrte eine Tür. Sehr, sehr langsam bewegte sie sich. Das Geräusch schien kein Ende zu nehmen. Endlich verhallte es aber doch.

Schlurfende Schritte klangen auf. Ich sah Mr. Silver an. »Kaddo? Kommt er?«

Der Ex-Dämon hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Tony.«

»Boram!« sagte ich rasch. »Versteck dich dort!«

Der Nessel-Vampir huschte davon und verbarg sich neben der Treppe, die zum Obergeschoß hinaufführte. Er trat in den grauen Schatten zurück, der dort herrschte, und war nicht mehr zu sehen.

»Kann man ihm wirklich trauen, Tony?« fragte Vicky Bonney zweifelnd.

»Wie du siehst, gehorcht er aufs Wort. Aber du hast mit deiner Frage nicht so unrecht. So trauen wie unserem Freund Mr. Silver werde ich ihm noch lange nicht. Dieses Vertrauen muß er sich erst verdienen.«

Wir schwiegen und konzentrierten uns auf die schlurfenden Schritte. Jemand schien einen endlos langen Gang entlangzugehen. Wir hörten das Knarren der Schuhe und warteten gespannt darauf, bis dort oben am Treppenende jemand erschien.

In einem der Räume im Erdgeschoß schlug eine Uhr. Ich bereitete mich innerlich auf die Begegnung mit Kaddo vor.

Freiwillig würde sich der Dämon von seinem goldenen Amulett nicht trennen, also würde es zum Kampf kommen.

Endlich trat eine Gestalt in mein Blickfeld, bucklig, kahlköpfig, breitschultrig und abstoßend häßlich. Ein alter Mann, der noch sehr kräftig aussah und einen Blick hatte, der einem unter die Haut ging.

***

Joanna kicherte und starrte auf den Bewußtlosen. Sie warf den Metallschirmständer hinter sich und suchte die Küche. Vier, fünf Laden riß sie auf, bis sie fand, was sie brauchte. Wieder war es ein Messer, mit dem sie sich bewaffnete.

Der Befehl des Meisters mußte endlich ausgeführt werden!

In der Diele kam Mike Baker zu sich. Er stöhnte und griff nach seinem brummenden Kopf. Benommen setzte er sich auf, und als er hinter sich ein Geräusch vernahm, drehte er sich um.

Joanna Snyder stand in der Tür, hielt ein Messer mit Sägeschliff in der Rechten und grinste wieder so grausam wie in ihrer Wohnung. Sie ließ ihm nicht die Zeit, sich zu erholen, sondern griff ihn sofort an.

Als das Messer auf ihn herabsauste, warf er sich zur Seite, drehte sich und wehrte sich mit den Beinen. Obwohl die Gefahr bestand, daß sie ihn verletzte, trat Mike Baker mit den Beinen nach der Furie.

Sie stach zu. Mike zog die Beine an und brachte das gefährliche Mädchen im nächsten Augenblick zu Fall. Die Angst um sein Leben gab ihm die Kraft, sich geistig zu erholen. Seine Reflexe funktionierten wieder richtig, er konnte sich auf sie verlassen.

Während Joanna stürzte, sprang Mike auf, und mit seiner nächsten Attacke gelang es ihm, sie abermals zu entwaffnen. Sie umklammerte seine Beine, kreischte und gebärdete sich wie toll.

Mike hatte keine andere Wahl, er mußte sie wie einen Mann bekämpfen, durfte keine Rücksicht darauf nehmen, daß sie ein Mädchen war.

Mit ihrer wilden Unberechenbarkeit brachte sie ihn mehrmals in kritische Situationen, aber dann entschied er den erbitterten Kampf mit einem Faustschlag.

Noch einmal wollte sich Mike jedoch nicht mit dieser Furie belasten, deshalb zerrte er sie hoch und schleppte sie ins Wohnzimmer. Sie wehrte sich verbissen, doch es nützte ihr nichts.

Mike fesselte sie mit seinem Gürtel. Er band sie an die Zentralheizung, damit sie nicht fliehen konnte. Später, wenn er mit Jack Sarno abgerechnet und sich Petula zurückgeholt hatte, würde er sich wieder um Joanna kümmern.

Er wollte dann versuchen, ihr zu helfen. Es mußte eine Möglichkeit geben, den Bann zu brechen, in den Jack Sarno sie geschlagen hatte.

Keuchend ließ er von ihr ab. Sie bleckte die Zähne, starrte ihn haßerfüllt an, trat in seine Richtung und spie ihm wüste Flüche entgegen.

»Ich komme wieder«, sagte er.

»Scher dich zum Teufel!« geiferte die Furie.

»Versuchen Sie sich inzwischen zu beruhigen!«

»Der Meister wird dich töten! Geh! Geh zu ihm! Du kommst nicht wieder, dessen bin ich mir sicher!«

Mike Baker hörte nicht weiter auf ihr Geschrei, rannte aus dem Haus und stieg wieder in den Sierra. Er war entschlossen, Jack Sarno bis zum letzten Atemzug zu bekämpfen.

Die Polizei wollte er nicht einschalten. Er befürchtete, daß er damit Petula gefährdete.

***

»Was haben Sie hier zu suchen?« herrschte uns der Bucklige an. Schwerfällig kam er die Treppe herunter. Bei jedem Schritt knarrten seine Schuhe. »Sie sind unerlaubt in dieses Schloß eingedrungen! Das wird Ihnen Lord Jeremy nicht durchgehen lassen.«

Ich blickte dorthin, wo sich der weiße Vampir versteckt hielt. Ein Befehl von mir hätte genügt; Boram hätte den Butler des Dämons auf der Stelle angegriffen.

»Sie haben auf unser Klopfen nicht reagiert«, sagte Mr. Silver trocken.

»Das gibt Ihnen noch lange nicht das Recht, Barrington Castle zu betreten. Die Tür war abgeschlossen!« sagte Jameson streng.

»Ist Lord Jeremy da?« wollte ich wissen.

»Nein!« sagte der Butler unfreundlich. »Aber selbst wenn er hier wäre, würde er Sie nicht empfangen!«

»Wir wissen, er ist kein Menschenfreund«, sagte Mr. Silver ätzend. »Er will auf seinem Schloß niemanden sehen.«

»So ist es, deshalb werden Sie die Güte haben, Barrington Castle auf der Stelle zu verlassen!«

Ich sah Boram, der sich langsam aus dem Schatten löste und mich anblickte. Er wartete auf einen Befehl, doch ich schüttelte kaum merklich den Kopf, und der Nessel-Vampir zog sich wieder zurück.

Jameson schlurfte uns mit grimmiger Miene entgegen. »Sind Sie immer so freundlich?« fragte ihn Mr. Silver.

»Zu ungebetenen Gästen ja. Gehen Sie. Ich möchte Ihretwegen keine Unannehmlichkeiten haben.«

»Denken Sie, wir haben den weiten Weg von London hierher gemacht, um uns von Ihnen einfach hinauswerfen zu lassen?«

»Es hat Sie niemand dazu gezwungen«, sagte der Bucklige frostig.

»Wo ist Lord Jeremy?« wolle ich wissen.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete der Butler.

»Können Sie uns sagen, wann er wiederkommt?«

»Nein.«

»Soviel mir bekannt ist, verläßt Lord Jeremy sein Schloß nur selten«, meinte ich. »Das läßt mich annehmen, daß er hier bald wieder eintreffen wird. Sie werden uns erlauben, auf ihn zu warten.«

»Was wollen Sie von Lord Jeremy?« fragte Jameson abweisend.

»Wir haben ihm ein paar wichtige Fragen zu stellen.«

Der Butler erkannte, daß er uns nicht mehr loswurde. Mit Gewalt konnte er uns nicht vor die Tür setzen, das sah er ein. Er wäre vor allem an Mr. Silver gescheitert. Deshalb resignierte er und führte uns in einen dämmrigen Salon, der mit antiken Möbeln eingerichtet war.

Über dem Kamin hing das Ölporträt einer schönen, blassen Frau. Ich wollte wissen, wer das war.

»Lady Agnes«, sagte der Bucklige. »Leider ist sie viel zu früh von uns gegangen.«

»Woran ist sie gestorben?« erkundigte ich mich.

»An der Schwindsucht. Niemand konnte ihr helfen. Lord Jeremy bemühte die besten Ärzte des Landes.«

Das war die offizielle Version, aber was war wirklich passiert? Kaddo war ein Dämon. Hatte seine Frau auch auf der schwarzen Seite gestanden?

Bestimmt wußte Jameson, daß der Lord kein Mensch war. Es kommt häufig vor, daß Dämonen Menschen zu ihren Dienern machen. Manchmal zwingen sie sie, ihnen zu dienen, manchmal ködern sie sie mit Versprechungen.

Wir setzten uns unaufgefordert. Boram blieb draußen. Es war gut, daß er sich nicht blicken ließ. Er würde zur Stelle sein, wenn ich ihn brauchte, darauf konnte ich mich verlassen.

Und ich würde ihn in dem Augenblick brauchen, wenn Kaddo die Szene betrat.

Der Türklopfer wurde erneut gegen das Holz geschlagen, und der Bucklige hob unwillig den Kopf.

Kaddo brauchte nicht anzuklopfen, wenn er nach Hause kam. Es mußte also jemand anders draußen stehen. Jemand, den Jameson genausowenig erwartete wie uns.

»Entschuldigen Sie mich«, brummte der Butler und verließ den Salon.

»Ein unfreundlicher Geselle«, sagte Vicky Bonney.

»Er hat wahrscheinlich den Auftrag, alle Besucher von Kaddo fernzuhalten«, meinte ich.

Jameson kehrte nicht allein zurück. Er brachte einen Mann mit, der sich als Inspektor Gareth Leplat vorstellte. Er war einigermaßen verwundert, uns hier zu sehen, wie er sagte, denn Besuch war in diesem Schloß eine Seltenheit.

Der Inspektor erzählte uns von dem Mord an der Wirtstochter Melissa Farr in der vergangenen Nacht und sprach davon, daß er vor einem schier unlösbaren Rätsel stehe, denn der Augenzeuge, der den Mörder bis in die Nähe des Schlosses verfolgt und mit ihm gekämpft habe, beschrieb einen Mann, der seit fünf Jahren nicht mehr lebte.

Wir erfuhren von der Exhumierung im Morgengrauen, die ergeben hatte, daß der irre Frauenmörder, der auf den Klippen den Tod fand, nachdem er sieben Frauen mit der Axt getötet hatte, in seinem Grab lag.

Mir schwante Schreckliches.

Vicky Bonney erhob sich und machte einen Rundgang durch den Salon. Sie sah sich die Ansammlung von Wertgegenständen an, ohne daß ihr etwas von dem Gespräch entging.

»Doch das ist noch nicht verwirrend genug«, sagte Gareth Leplat seufzend. Er machte auf mich einen müden, deprimierten Eindruck. »Dieser Fernfahrer, der Augenzeuge… Melissas Freund… Also der behauptete, Farley Walpo, der Mörder, habe ein goldenes Amulett um den Hals getragen.«

Mir gab es einen Stich. Wegen dieses Amuletts war ich hier.

»Einen goldenen Ornamentanhänger, das Drittel eines Kreises, in dessen Mitte sich ein U befindet«, sagte Inspektor Leplat. »Farley Walpo, ein Toter, soll das getragen haben. Das Amulett, das meines Wissens Lord Jeremy Barrington gehört.«

Für mich war alles klar, und Mr. Silver sah auch wissend drein. Ich konnte verstehen, daß den Inspektor all das ziemlich verwirrte. Er hätte klarer gesehen, wenn er gewußt hätte, daß der kauzige Lord ein Dämon war.

Gareth Leplat wandte sich an den Butler. »Hat Lord Jeremy Ihnen gegenüber den Verlust des goldenen Anhängers erwähnt?«

Der Bucklige schüttelte den Kopf. »Nein, Sir.«

»Das verstehe ich nicht. Das Amulett muß doch sehr wertvoll sein. Wenn einem so etwas gestohlen wird, behält man das doch nicht für sich.«

»Sie wissen, daß man Lord Jeremy nicht mit normalen Maßstäben messen kann, Inspektor«, sagte der Butler.

Damit hatte er sehr recht, denn normale Maßstäbe legte man an Menschen an. Ich reimte mir folgendes zusammen: Lord Jeremy ließ den Frauenmörder Farley Walpo wiederaufleben, zog in dessen Gestalt los und tötete Melissa Farr.

Damals vor fünf Jahren hatte sich Walpo sieben Opfer geholt, und es war zu befürchten, daß er diese Zahl nun zu übertreffen versuchen würde.

Da waren wir ja gerade zur rechten Zeit nach Cornwall gekommen, um hier einzugreifen.

Ich sagte dem Inspektor nichts von meinen Überlegungen. Er hätte mir wahrscheinlich nicht folgen können. Seine Fälle mußten Hand und Fuß haben. Meine hingegen waren auf einem anderen Feld angesiedelt. Ohne uns würde Gareth Leplat diesen Mord wohl nicht aufklären können.

Ich blickte mich suchend um, und plötzlich spannte sich meine Kopfhaut. Vicky Bonney war verschwunden!

***

Nachdem die umfassenden Vorbereitungen für die Krönungszeremonie abgeschlossen waren, strömten aus allen Teilen Protocs Paviandämonen in die Dschungelstadt.

Nur die Auserwählten fanden Platz im schwarzen Tempel. Alle andern verfolgten das, was im Tempel geschah, auf telepathischer Ebene. Sie war zu diesem Zweck von den Dämonenpriestern geschaffen worden.

Es sollte ein Fest werden, wie es noch keines auf Protoc gegeben hatte. Asmodis sollte es mit seiner Anwesenheit über alle Zeremonien, die jemals im schwarzen Tempel stattgefunden hatten, erheben.

Ein prunkvoller Sessel aus Höllenfeuer wartete auf den Fürsten der Finsternis. Auf einem schwarzen Steinsockel stand Tapandaros Thron. Die Rückenlehne zierte eine Teufelsfratze, während die Armstützen in geschnitzten Pavianschädeln mündeten.

Während die Dämonenpriester Asmodis herbeiriefen, bereitete sich Tapandaro in einem Nebenraum des Tempels auf die größte Stunde in seinem bisherigen Leben vor.

Mehrere Paviandämonen waren bei ihm und befolgten jeden seiner Befehle. Ein schwarzer, innen violett leuchtender Umhang wurde ihm soeben über die Schultern gelegt.

Auf einem schwarzen Kissen ruhte die goldene, mit Juwelen besetzte Kaiserkrone, die ihm Asmodis persönlich überreichen würde. Seit geraumer Zeit geschah auf Protoc das, was Tapandaro anordnete, doch nun würden ihn auch jene als ihren Herrscher anerkennen müssen, die bisher nichts von ihm wissen wollten, denn wer von Asmodis gekrönt wurde, bekam die Macht der Hölle in seine Hände.

Im Krönungssaal des schwarzen Tempels brach plötzlich der festgefügte Steinboden auf. Die Paviandämonen wichen furchtsam zurück. Gelbe Schwefeldämpfe schossen aus der aufklaffenden Öffnung, rasten zur Decke empor, drehten sich in wirbelnden Kreiseln und hüllten eine furchterregende Gestalt ein. Asmodis war eingetroffen!

***

Metal, den die Paviandämonen gefangen hatten, sah nur noch eine Chance: Er mußte Tapandaro zum Zweikampf fordern. Nach wie vor war er - verstrickt in dieses engmaschige Netz, das die Feinde über ihn geworfen hatten - an die Säulen des Tempels gekettet, und Roxane, schon halb zu Arma geworden, war zu seiner Rechten an die Säule gebunden.

Fast wäre es ihnen gelungen, zu fliehen. Metal konnte den Paviandämon, der sie bewachte, überreden, sie zu befreien, doch als Malsso mit seinem Dolch das Netz aufschneiden wollte, überraschte ihn ein anderer Wächter, und er fand in dem darauffolgenden Kampf den Tod.

Roxane/Arma rechnete nicht mehr damit, daß sie von hier unversehrt wegkommen konnte. Sie sah ihren Weg vorgezeichnet. Er würde im Krönungssaal des schwarzen Tempels enden, denn dort wollte ihnen Tapandaro - als Höhepunkt der Feierlichkeiten - das Leben nehmen.

»Gib die Hoffnung nicht auf, Arma«, sagte der Silberdämon eindringlich. »Noch sind wir nicht verloren! Ich kann Tapandaro besiegen!«

»Er wird sich auf keinen Kampf einlassen.«

»Ich fordere ihn vor allen seinen Untertanen heraus. Er kann nicht kneifen. Ein Feigling könnte auf Protoc niemals regieren.«

Der Tempel bebte mit einemmal, und der Raum, in dem sich Roxane und Metal befanden, war von einem schrillen Knirschen erfüllt. Metal erhob den Kopf, soweit es das Netz zuließ.

»Er ist gekommen, Arma. Asmodis ist eingetroffen. Die Krönungszeremonie wird beginnen. Ich brenne darauf, Tapandaro ins Gesicht zu brüllen, daß er ein jämmerlicher Feigling ist.«

»Dafür wird er dich auf der Stelle töten.«

»Ich werde verlangen, daß man mich von diesem Netz befreit, und dann werde ich den Paviandämonen beweisen, daß sie einen Schwächling auf den Affenthron gesetzt haben.«

***

Der Fürst der Finsternis konnte in vielerlei Gestalten erscheinen. Jene des Ziegenbocks liebte er besonders. Als die wirbelnden, wallenden Schwefeldämpfe sich auflösten und die Spalte im Boden sich geschlossen hatte, sanken die Paviandämonen ehrfürchtig und ängstlich auf die Knie.

Asmodis blickte sich um. Keiner der Affen wagte sein Haupt zu erheben. Der Höllenfürst schritt auf den brennenden Sessel zu und setzte sich.

Erst jetzt richteten sich die Paviandämonen auf.

»Fangt an!« hallte die gewaltige Stimme des Höllenfürsten durch den Krönungssaal.

Mehrere Affen eilten hinaus und brachten das schwarze Kissen, auf dem die Kaiserkrone lag. Sie legten das Kissen vor Asmodis' Füße und zogen sich sofort wieder zurück.

Die Dämonenpriester erschienen, traten vor den Höllenfürsten und hießen ihn willkommen. Sie fanden viele schmeichelhafte Worte, die dem Höllenfürsten gefielen.

Ein Wink von ihm genügte, um sie verstummen zu lassen. Er sagte, er könne nicht lange bleiben und verlangte, daß sie Tapandaro holten.

Feierlichen Schrittes, flankiert von den Dämonenpriestern, betrat Tapandaro wenig später den Krönungssaal. Auch er hieß Asmodis auf Protoc willkommen, sprach von unverbrüchlicher Treue, die er ihm halten wolle, und sagte, er hoffe, den Fürsten der Finsternis in seinem Reich noch oft begrüßen zu dürfen.

Er hob die Hand zum Schwur und legte den Eid ab, stets die Gesetze der Hölle zu achten und immer zur Verfügung zu stehen, wenn Asmodis, sein Herr, ihn brauchte.

Dieser Schwur galt gleichzeitig für alle Dämonen, die auf Protoc lebten. Wer ihn brach, mußte sterben.

Gravitätisch begab sich Tapandaro sodann zum Affenthron. Er stieg

die Stufen hinauf und setzte sich, während sich die Dämonenpriester in einer Reihe davor aufstellten.

Ein Triumphgefühl blähte Tapandaros Brustkorb. Er hatte sein größtes Ziel erreicht. Er saß nun auf dem Affenthron, und Asmodis würde ihn zum unumschränkten Herrscher krönen.

Der Höllenfürst erhob sich. Sofort war ein Pavian zur Stelle, der das Kissen mit der Krone aufhob, und als Asmodis sich zum Affenthron begab, trug der Pavian die Kaiserkrone hinter ihm her.

Ein fanatisches Feuer loderte in Tapandaros Augen, als Asmodis die Steinstufen zu ihm hinaufstieg. Der große Paviankrieger bleckte die langen Reißer.

Einer der Priester gab ihm zu trinken, und er wurde gesalbt. Und dann war der große Moment gekommen.

»Empfange die Kaiserkrone aus meinen Händen!« sagte der Höllenfürst laut. »Herrsche von nun an nach deinem Gutdünken über Protoc, aber vergiß niemals, wer dich gekrönt hat. Wenn du diese Krone auf dein Haupt setzt, ist deine Bindung zur Hölle unabänderlich, und du wirst mir genauso Untertan sein wie die Dämonenkaiser anderer Welten.«

»Ich werde dich nicht enttäuschen«, versprach Tapandaro.

Asmodis nahm mit beiden Händen die schwere Goldkrone vom Kissen, hob sie hoch, damit alle sie sehen konnten, und rief: »Tapandaro soll euer neuer Gebieter sein, das ist mein Wille! Dient ihm, wie ihr Raghoora gedient habt! Sein Wort ist von nun an auf Protoc Gesetz! Wer ihm nicht folgt, soll getötet und verdammt werden!«

Der Höllenfürst reichte Tapandaro die Krone, und dieser setzte sie sich auf. Vielstimmiges Jubelgeschrei brandete ihm entgegen. Stolz erhob sich der neue Affenkaiser und hielt im Beisein des Höllenfürsten seine erste Rede an die Untertanen.

Noch einmal wies er auf die Bündnistreue der Paviandämonen hin, die mit seiner Krönung gefestigt worden war. Protoc sollte von nun an ein Trabant der Hölle sein. Er sagte das nicht nur, weil er wußte, daß Asmodis das gern hörte. Er stand auch hinter jedem einzelnen Wort.

Die Aufgabe des Höllenfürsten war damit erfüllt. Tapandaro vermochte ihn nicht zu bewegen, länger zu bleiben. Asmodis kehrte in sein Reich zurück.

Und Tapandaro rief mit donnernder Stimme: »Nun will ich euch ein besonderes Schauspiel bieten! Bringt mir die Gefangenen! Holt Roxane und Metal!«

***

Ein seltsamer, unheimlicher Gesang lockte Vicky Bonney aus dem Salon. Die dünne, klagende Stimme einer Frau drang an ihr Ohr. Sie

mußte ihr folgen.

Da war eine schmale Bohlentür, einen Spaltbreit offen. Der Gesang lullte Vicky Bonney auf eine geheimnisvolle Weise ein. Für gewöhnlich war sie viel vorsichtiger. Vor allem hätte sie Tony Ballard auf die Frauenstimme aufmerksam gemacht. Aber diese Idee kam ihr nicht im entferntesten.

Das blonde Mädchen drückte die Tür weiter auf und sah eine Mauer aus grauen Steinquadern vor sich. Eine Steintreppe wand sich nach unten, und das leise Singen war nun deutlicher zu vernehmen. Es hüllte Vicky Bonney ein, schien sie zu streicheln und vorwärtszuziehen.

Sie konnte nicht stehenbleiben und erst recht nicht umkehren. An die Männer im Salon verschwendete sie keinen Gedanken. Ihr Geist war völlig gefangen von diesen traurigen Tönen, die sie nicht ängstigten, dafür aber um so mehr faszinierten.

Kalt war die Wand, die Vicky mit der Hand berührte, aber das spürte sie kaum. Sie stieg langsam die Stufen hinunter und gelangte in einen düsteren Gang mit etlichen unübersichtlichen Nischen. Obwohl in jeder eine Gefahr lauern konnte, kam in dem Mädchen keine Angst auf.

Sie wollte die Frau sehen, die so traurig sang. Es hätte ihr zu denken geben müssen, daß auf Barrington Castle seit langem keine Frau mehr lebte, doch die dünne Stimme schaltete ihr Mißtrauen aus und lockte sie immer weiter fort von Tony Ballard und den anderen.

Der Gang machte einen Knick nach rechts, und Vicky Bonney gelangte an eine Gittertür. Sie umschloß die dicken Eisenstäbe mit ihren schlanken Händen und blickte zwischen den Stäben hindurch.

Ein sanfter Druck genügte, schon öffnete sich die Tür und gab den Weg in die Familiengruft der Barringtons frei…

***

Ein feuerroter Schein fiel auf Roxanes Gesicht, und als sie den brennenden Kegel sah, der in ihrer Nähe entstand, wußte sie, was das zu bedeuten hatte.

»Metal!« preßte sie aufgeregt hervor. Obwohl die Fesseln schmerzhaft in ihre geschwollenen Handgelenke schnitten, unternahm sie den aussichtslosen Versuch, sich zu befreien. Sie hatte Angst vor Mago, der soeben in diesem Feuerkegel materialisierte.

Der in Ketten gelegte Silberdämon starrte durch das Netz, das auch seinen Kopf einhüllte. Mago trat aus dem brennenden Kegel, und die Hexe aus dem Jenseits hielt den Atem an. Schlimmer konnte es für sie nicht kommen.

Ihr Name stand seit langem ganz oben auf der Liste des Jägers der abtrünnigen Hexen. Immer wieder war es ihr gelungen, ihm und

seinen gefährlichen Schergen zu entkommen. In allen erdenklichen Dimensionen hatte sich dieses Katz- und-Maus-Spiel zugetragen. Manchmal hatte Roxane ein schreckliches Ende nur noch im allerletzten Augenblick abwenden können. Aber sie hatte es doch immer irgendwie geschafft, am Leben zu bleiben.

Doch heute… Sie war gefesselt und schwach, hatte ihre weißen Hexenkräfte verloren, konnte sich nicht befreien und nicht wehren. Sie war Mago diesmal rettungslos ausgeliefert.

Das granitgraue Gesicht des Schwarzmagiers verzerrte sich zu einem erfreuten, triumphierenden Grinsen. »Ich muß gestehen, das ist eine Überraschung, mit der ich nicht gerechnet habe«, sagte Mago zischelnd. »Roxane, Mr. Silvers Freundin, hier auf Protoc gefangen! Ich habe eine große Neuigkeit für dich, Hexe! Mr. Silver lebt nicht mehr. Er starb durch dieses Schwert. Bricht dir das nicht das Herz?«

Der Schwarzmagier lachte grausam und hob das Höllenschwert.

»Auch Oda lebt nicht mehr. Sie fiel ebenfalls meinem Schwert zum Opfer. Endlich ist es mir gelungen, reinen Tisch zu machen, und es freut mich ganz besonders, daß mir das Schicksal nun auch noch Mr. Silvers Freundin beschert. Das Höllenschwert wird euch im Tod wieder vereinen!«

Mago trat vor, sein Blick war gnadenlos. Kraftvoll holte er mit dem Schwert aus. Ein einziger Streich sollte die verhaßte Hexe vernichten…

***

In dämmrigen Nischen standen steinerne Sarkophage. Alle trugen das Familienwappen der Barringtons, und die Namen der Toten waren in Gold darauf graviert.

Als Vicky Bonney die Gruft betrat, schloß sich hinter ihr die Gittertür, ohne daß sie es bemerkte. Ein unheimliches Wispern und Raunen geisterte durch den unterirdischen Raum, in den sich noch nie ein Sonnenstrahl verirrt hatte.

Jetzt erst fiel dem blonden Mädchen auf, daß der lockende Gesang verstummt war. Modergeruch legte sich schwer auf ihre Lunge. Das Wispern und Raunen verwehte, dafür vernahm Vicky Bonney ein hartes Knirschen.

Eine der schweren steinernen Sarkophagplatten bewegte sich langsam und ruckartig zur Seite. Noch deckte die Platte den Totenbehälter ab, doch mit dem nächsten Ruck entstand eine schmale Öffnung, durch die sich bleiche Finger mit langen, krallenartigen Nägeln schoben.

Es war Lady Agnes Barringtons Sarkophag, der sich mehr und mehr öffnete. Ihr Gesang lockte Vicky Bonney in die Familiengruft, und das blonde Mädchen war davon immer noch gebannt.

Die schmale Hand der lebenden Toten drückte den Steindeckel weiter zur Seite und klammerte sich an den Rand des Sarkophags. Bald war die Öffnung so groß, daß Lady Agnes sich aufsetzen konnte. Steif erhob sie sich, und Vicky Bonney sah, daß die Frau ein weißes Totenhemd trug.

Fahl waren die Züge der unheimlichen Lady, blutleer ihre Lippen. In ihren dunklen Augen lag eine hypnotische Kraft, der sich Vicky nicht entziehen konnte.

Als Lady Agnes aus dem Sarkophag stieg, wich Vicky einen Schritt zurück. Kalter Schweiß legte sich auf ihre Stirn, und ihr Herz schlug bis zum Hals hinauf. Allmählich drang die Gefahr, in der sie sich befand, zu ihrem Bewußtsein durch. Sie begriff, daß sie die Gruft schnellstens verlassen sollte, doch Lady Agnes' Blick zwang sie zu bleiben.

Die Tote setzte sich langsam in Bewegung. Ihre nackten Füße kamen bei jedem Schritt kurz unter dem langen Totenhemd zum Vorschein. Lautlos kam sie näher, und als sich ihre blutleeren Lippen öffneten, erkannt Vicky Bonney entsetzt, daß sie es mit einer Vampirin zu tun hatte.

***

»Halt!« stieß Metal bestürzt hervor. »Du darfst sie nicht töten!«

Mago schlug noch nicht zu, ließ das Höllenschwert aber auch nicht sinken. »Sie ist eine abtrünnige Hexe!«

»Nicht mehr!« sagte der Silberdämon schnell. »Du hast nicht Roxane vor dir!«

»Willst du mich täuschen? Ich kenne Roxane, die Freundin des Ex-Dämons Mr. Silver!«

»Ich habe sie entführt. Mit Freude höre ich, daß du Mr. Silver getötet hast, obwohl ich das lieber selbst getan hätte. Niemanden haßte ich mehr als ihn. Er trug dazu bei, daß ich Arma, meine Freundin, verlor, aber ich fand eine Möglichkeit, Arma wieder an meine Seite zu stellen. Ich gab Roxane den Höllennektar zu trinken, und dieser verwandelt sie allmählich. Bald wird Arma Roxane aus diesem Körper verdrängt haben. Zur Hälfte ist dies bereits geschehen. Wenn du Roxane tötest, nimmst du gleichzeitig Arma das Leben. Das kannst du nicht wollen. Arma war ein zuverlässiges Mitglied der Mächte des Bösen und wird es wieder werden. Roxane ist keine Gefahr mehr. Willst du einem schwarzen Wesen das Leben nehmen?«

Mago zögerte. Einen Moment sah es so aus, als würde er doch zuschlagen, aber dann ließ er das Höllenschwert sinken, und Roxane atmete auf.

Der Schwarzmagier schüttelte den Kopf. »Ich würde sie selbst innerlich verwandelt nicht an meiner Seite haben wollen. Ihr

Aussehen…«

»Deshalb sind wir hier«, sagte Metal rasch. »Du hast recht. Solange sie wie Roxane aussieht, kann ich in ihr nur schwer Arma erkennen. Aus diesem Grund suchte ich mit ihr Protoc auf, denn über diese Welt führt der Weg ins Tal der fremden Gesichter. Dort kann ich ihr Aussehen ändern. Wir versteckten uns in einer Höhle, denn die Zeit ist noch nicht reif, um in das Tal aufzubrechen. Ich wollte mich mit ihr erst dann dorthin begeben, wenn es Roxane nicht mehr gibt, aber die Paviandämonen entdeckten uns in unserem Versteck und brachten uns hierher. Tapandaro, der neue Affenkaiser, will uns töten. Es soll der Höhepunkt seiner Krönungsfeier sein.«

»Tapandaro wird auf diesen Höhepunkt verzichten müssen.«

»Du befreist uns?« fragte Metal voll neuer Hoffnung.

»Tapandaros eigener Tod wird der Höhepunkt des heutigen Tages sein!« prophezeite Mago und befreite zuerst Roxane und dann Metal.

»Das werde ich dir nie vergessen«, sagte Metal dankbar. »Solltest du irgendwann einmal Hilfe brauchen, kannst du auf mich zählen.«

Der Schwarzmagier schüttelte das Höllenschwert. »Solange ich im Besitz dieser Waffe bin, bin ich auf niemandes Hilfe angewiesen. Und ich habe nicht die Absicht, mich von meinem Schwert zu trennen.«

»Begleitest du uns ins Tal der fremden Gesichter?«

»Nein, ich bleibe hier. Ich habe vor, Tapandaro die Krone zu entreißen und mich auf den Affenthron zu setzen.«

»Du willst ihn als Herrscher von Protoc ablösen? Es wird einen erbitterten Kampf geben.«

»Den Tapandaro nicht gewinnen kann.«

»Ich wäre bereit, ihm mit dir entgegenzutreten.«

»Das ist nicht nötig. Bring dich mit Arma in Sicherheit. Suche das Tal der fremden Gesichter auf. Wenn ihr von dort zurückkehrt, wird der neue Herrscher von Protoc Mago heißen.«

Doch so glatt, wie der Schwarzmagier es sich vorstellte, sollte das Ganze nicht abgehen, denn in diesem Augenblick traten die Dämonen ein, die die Gefangenen zu Tapandaro bringen sollten. Als die Paviandämonen sahen, daß Roxane und Metal frei waren, schlugen sie Alarm.

***

»Vicky ist verschwunden!« sagte ich zu Mr. Silver. »Hast du gesehen, wie sie den Raum verließ?«

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf, und Kummerfalten entstanden auf seiner Stirn. Den buckligen Butler schien das Verschwinden meiner Freundin nicht zu berühren. Ihm wäre es recht gewesen, wenn wir alle nicht mehr dagewesen wären.

Mr. Silver schlug vor, Vicky zu suchen. Inspektor Leplat bot uns seine

Hilfe an. Wir verließen den Salon und trennten uns. Sobald ich allein war, rief ich Boram, doch der Nessel-Vampir war auch nicht mehr da.

Beunruhigt verließ ich das Gebäude und sah mich im Schloßhof um. Obwohl ich wenig Hoffnung hatte, daß sie antwortete, rief ich immer wieder Vickys Namen.

Mir war klar, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuging. Normalerweise hätte mich Vicky in dieser Situation von ihrer Absicht informiert. Sie mußte heimlich von uns fortgelockt worden sein. Schaudernd dachte ich an Farley Walpo, den Mörder mit der Axt. Für mich stand außer Zweifel, daß Kaddo in die Gestalt des Frauenmörders geschlüpft war, und bei dem Gedanken, Vicky Bonney könnte diesem Teufel in die Hände fallen, krampfte sich mein Herz zusammen.

Mitten im Schloßhof stand eine riesige alte Eiche, deren Äste tief herunterhingen. Rechts stieß die Krone an die Mauer, links an das Schloß.

Ich näherte mich dem alten Baum und wurde das Gefühl nicht los, daß mich jemand beobachtete. War Kaddo in der Nähe? Ich prüfte kurz den Sitz meines Colt Diamondback, der in der Schulterhalfter aus weichem Ziegenleder steckte.

Obwohl Kaddo ein grausamer, gefährlicher Dämon war, mußte ich sein Leben schonen. Er war die erste Sprosse der Leiter, die zu Loxagons Grab führte. Wenn ich sie absägte, konnte ich die anderen nicht erreichen.

Ich blieb stehen, drehte mich um. Das Gefühl, angestarrt zu werden, wurde intensiver. Mein Instinkt sagte mir, daß sich jemand in meiner Nähe befand, der mir nicht gutgesinnt war.

Ich setzte meinen Weg fort. Mein Blick war ständig auf der Suche nach Vicky Bonney, aber ich hielt auch Ausschau nach dem Gegner, dessen Nähe ich so deutlich spürte.

Und plötzlich entdeckte ich seine Hand.

Nur für einen Sekundenbruchteil lag sie auf der dunklen, rissigen Rinde der Eiche, dann zuckte sie zurück und war nicht mehr zu sehen.

Ich vernahm schnelle Schritte, die sich im Schutz der Eiche entfernten, und als ich drei Schritte zur Seite machte, sah ich einen Mann zwischen Haselnußsträuchern verschwinden, der eine Axt in der Hand trug!

Farley Walpo!

***

Die Paviandämonen quollen in den Raum und griffen sofort an. Metals Körper erstarrte zu Silber, und er tötete mehrere Gegner mit glühenden Feuerlanzen, die aus seinen Augen stachen.

Seine Finger wurden zu Dolchen, die Handkanten scharf wie Messer.

Schlagend und stechend kämpfte er.
Schützend stand er vor Roxane, ließ keinen der Dämonen an sie heran. Jetzt packte er einen Paviandämon, stemmte ihn hoch und drehte sich mit ihm. Er schleuderte ihn von sich, und als er auf dem Boden landete, setzte er seinem Leben mit zwei Feuerlanzen ein jähes Ende.
Mago kämpfte auf zwei Ebenen gegen die Übermacht. Einmal setzte er seinen Gegnern mit harten Magieattacken zu, und zum anderen hieb er sich mit dem Höllenschwert durch die Reihen der Gegner.
Die Paviandämonen versuchten ihn zu überlisten, doch er durchschaute jeden Trick und machte einen Erfolg unmöglich. Das Höllenschwert säte den Tod in die Phalanx der Feinde. Es hatte den Anschein, als brauchte Mago das Schwert nicht zu führen, als wüßte es selbst, was es tun mußte.
In der Hitze des Gefechts wurde Metal von Mago und Roxane abgedrängt. Dolche und Speerspitzen knirschten über seinen harten Silberkörper, vermochten nicht in diesen einzudringen.
Jeden Angriff quittierte Metal mit einem Konterschlag, der mindestens einen Feind das Leben kostete.
Mago drehte sich um die eigene Achse, streckte das Höllenschwert dabei weit von sich. Waagrecht zog er die Klinge durch die Luft, und diese Pirouette hatte für viele Paviandämonen tödliche Folgen.
Dennoch war ein Ende des Kampfes noch nicht abzusehen. Das Reservoir an Kriegern schien auf Protoc unerschöpflich zu sein. Manchmal sah es so aus, als würden für jeden getöteten Paviandämon zwei neue auftauchen.
Mago wurde zu einem wirbelnden Kreisel, an den niemand herankam. Er bewegte sich vorwärts, und jene Gegner, die nicht schnell genug zurückwichen, wurden ein Opfer des Höllenschwerts.
Weitere Affen fielen Metals Feuerblick zum Opfer. Er kämpfte sich zu jener Stelle zurück, wo er von Roxane abgedrängt worden war, und mußte erkennen, daß sie nicht mehr da war.
Er sprang einige Stufen hinauf, verfolgt von Paviandämonen, überblickte den Raum, entdeckte aber nirgendwo das schwarzhaarige Mädchen. Die brennende Wut, die daraufhin in ihm hochwallte, brachte ihm Roxane/Arma nicht zurück.

***

Der Mörder mit der Axt!
Ich startete, rannte unter der mächtigen Krone der Eiche durch und erreichte wenig später die Haselnußsträucher, die Farley Walpo aufgenommen hatten. Ich warf mich in die grüne Wand, zerteilte sie mit den Händen, wühlte mich durch ein Gewirr von Zweigen und Blättern.

Der Vorsprung des Dämons war nicht groß. Ich hatte gute Chancen, ihn zu erwischen. Pfeifend sausten biegsame Zweige an meinem Kopf vorbei, einige trafen mein Gesicht, doch ich ignorierte den Schmerz. Ich mußte den Kerl mit den drei Namen stellen: Farley Walpo - Lord Jeremy Barrington - Kaddo!

Ich stolperte aus den Sträuchern und blickte in eine düstere Senke des Schloßhofs. Der Mann mit der Axt schien sich aufgelöst zu haben. Ich sah ihn nicht mehr, aber ich hörte das leise Ächzen einer Tür.

An der Schloßfront entlang erreichte ich diese Tür. Meine Hand stieß ins Jackett, die Finger schlossen sich um den Kolben des Revolvers, doch ich kam nicht dazu, die Waffe zu ziehen.

Farley Walpo war plötzlich hinter mir. Der Teufel mochte wissen, wie er das geschafft hatte. Ich kreiselte herum, sah sein häßliches Gesicht mit den aufgedunsenen Wangen, riß abwehrend beide Arme hoch und lenkte damit die niedersausende Axt geringfügig ab.

Ganz knapp verfehlte mich das blinkende Metall. Ich sprang zur Seite und griff den Frauenmörder an. Meine Faust stieß ihn zurück. Ich versuchte ihm die Axt zu entreißen, aber seine Linke klammerte sich wie festgeschweißt an den Stiel, während er die Rechte zur Faust ballte und mich damit so hart traf, daß ich gegen die Mauer fiel.

Ein zweiter Schlag folgte. Vielleicht war es die flache Seite der Axt, die mich erwischte. Ich weiß es nicht.

Wie vom Blitz gestreift brach ich zusammen. Mir wurde schwarz vor Augen.

***

Mit der Angst verging auch die bannende Wirkung des Vampirblicks. Vicky Bonney wandte sich um, als die bleiche Frau nur noch drei Schritte von ihr entfernt war.

Sie lief zur Gittertür und wollte die Familiengruft der Barringtons verlassen, doch die Tür ließ sich jetzt nicht mehr öffnen. Vicky umklammerte die Stäbe und rüttelte daran.

Da legte ihr die Vampirin ihre kalte Hand auf die Schulter und riß sie zurück. Vicky duckte sich und schlug aus der Drehung zu. Der weibliche Blutsauger fauchte.

Vicky warf sich gegen die Untote, und als diese sie umklammern und festhalten wollte, wirbelte sie aus den nackten weißen Armen heraus und hetzte durch die Gruft.

Wenn sie ihre Handtasche bei sich gehabt hätte, wäre sie nicht so wehrlos gewesen, denn darin befanden sich ihre Derringer-Pistole und drei magische Wurfsterne, aber sie hatte die Tasche achtlos im Salon liegen gelassen.

Sie sprang hinter einen Sarkophag. Die Vampirin breitete die Arme aus, als wollte sie durch die Gruft fliegen. Lautlos schwebte sie heran.

Gier nach Vickys Blut leuchtete in ihren dunklen Augen. Das blonde Mädchen sah keinen Ausweg.

Solange sich der Sarkophag zwischen ihr und dem weiblichen Blutsauger befand, konnte ihr Lady Agnes nichts anhaben, aber das war eine haltlose Situation.

Die Blutlady lief links um den steinernen Totenbehälter, Vicky rechts herum. Die bleiche Vampirin blieb stehen, versuchte es in der anderen Richtung, Vicky kehrte sofort um.

So ging es eine Weile hin und her. Lady Agnes verlor die Geduld. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer bösen Fratze. Sie sprang auf den Sarkophag und warf sich ihrem blonden Opfer entgegen.

Als sie Vicky Bonney mit ihren harten Klauen packte, stieß diese einen gellenden Schrei aus. Sie versuchte die Untote verzweifelt von sich zu drücken, ihre Hand lag unter dem Kinn des weiblichen Blutsaugers, aber die Blutlady entwickelte Kräfte, die man niemals in diesem abgemagerten Körper vermutet hätte.

Weit zog die Vampirin die Oberlippe hoch, und Vicky Bonney schauderte beim Anblick der langen, spitz zulaufenden Hauer, die ihr entgegenragten.

Je länger dieser erbitterte Kampf dauerte, desto klarer wurde Vicky, daß sie ihn nicht gewinnen konnte. Die dolchartigen Vampirzähne kamen ihrem Gesicht immer näher. Was immer sie unternahm, um das Entsetzliche von sich abzuwenden - es fruchtete nicht.

Nun war der Mund des weiblichen Blutsaugers nur noch wenige Zentimeter von Vicky Bonneys zuckender Halsschlagader entfernt. Mehr und mehr erlahmte der Widerstand des unglücklichen Opfers.

Vicky spürte die Lippen der Blutlady an ihrem Hals und erwartete mit zusammengekniffenen Augen den stechenden Schmerz, nach dem es keine Rettung mehr für sie geben würde.

Als die nadelspitzen Zähne die oberste Schicht der Haut ritzten, brüllte die Vampirin plötzlich auf. Ihre Augen weiteten sich in panischem Entsetzen. Sie ließ von ihrem Opfer ab, während sich auf ihrem fahlen Gesicht Schmerz und Ungläubigkeit spiegelten.

Vicky Bonney konnte ihr Glück kaum fassen. Gerettet! Sie war gerettet! Aber wieso? Vor Aufregung zitternd lehnte sie an der kalten Wand.

Und als Lady Agnes einen stolpernden Schritt zur Seite machte, erblickte Vicky Bonney ihren Lebensretter.

Boram war es, der Nessel-Vampir!

***

Boram brauchte die Gittertür nicht zu öffnen, um in die Familiengruft zu gelangen. Da er lediglich aus dampfendem Nesselgift bestand, schwebte er ungehindert und lautlos durch das Gitter und

griff den weiblichen Blutsauger an.

Sein erster Schlag entzog der Blutlady einen Teil ihrer Energie. Sie wich zur Seite, als der weiße Vampir zum zweiten Schlag ausholte, war sie nicht mehr Jägerin, sondern Gejagte.

Nun war für sie die Frage aktuell, wohin sie fliehen konnte. Daß sie in ihrem Sarkophag vor Boram nicht sicher war, stand fest, dennoch versuchte sie den steinernen Totenbehälter zu erreichen.

Ihre nackten Füße tappten über den Boden. Boram schnitt ihr den Weg ab. Da sie wußte, wie schmerzhaft der Kontakt mit ihm war, wich sie ihm aus, doch seine Hand traf trotzdem ihr Gesicht, und sie fiel heulend gegen die Mauer.

Der Nessel-Vampir sprang sie an. Als er sie umarmte, schrie sie wie auf der Folter, und Vicky Bonney konnte erkennen, wie die Blutsaugerin kraftlos wurde.

Sie hielt sich nur noch mühsam auf den Beinen. Ständig ging ihre Energie auf den Nessel-Vampir über, und als sie zum Stehen zu schwach war und schluchzend zusammenbrach, beugte sich der weiße Vampir über sie, schlug ihr die Nesselzähne ins Fleisch und sog die restliche Energie aus ihr heraus.

Ihr Körper wurde durchsichtig und löste sich allmählich auf. Nichts blieb von ihr übrig, abgesehen von dem weißen Totenhemd, das leer auf dem grauen Steinboden lag.

Während Boram mit der Blutlady beschäftigt war, öffnete sich in Vicky Bonneys Nähe eine Geheimtür. Lautlos bewegten sich die schweren Steinquader zur Seite, und ein Mann mit strähnigem Haar und aufgedunsenen Wangen trat unbemerkt ein.

Vicky beobachtete gebannt, wie Boram mit der Blutlady verfuhr. Daß ihr Leben schon wieder gefährdet war, ahnte sie nicht.

Ein nervöses Zucken lief über Farley Walpos Gesicht. Vorsichtig näherte er sich dem blonden Mädchen, das sein nächstes Opfer werden sollte.

***

»Arma!« brüllte der Silberdämon. »Arma, wo bist du?« Er befürchtete, daß das Mädchen den Paviandämonen - wie bereits in der Höhle - in die Hände gefallen war. Vielleicht lebte sie nicht mehr. Metal zerplatzte beinahe vor Wut und Haß.

Er hatte viel auf sich genommen, um Roxane zu entführen. Sollte alles, was er getan hatte, um eine neue Arma zu schaffen, vergeblich gewesen sein?

Wild kämpfte er sich an Mago heran, und er hoffte, daß sich Roxane/ Arma in dessen Schutz begeben hatte, doch bei dem Jäger der abtrünnigen Hexen war sie auch nicht.

Entweder war sie tot - oder sie hatte es geschafft, den schwarzen

Tempel zu verlassen -, oder man hatte sie zu Tapandaro geschleppt. Welche Vermutung war richtig?

Der Kampf flaute ab, und die Paviandämonen machten Platz, als Tapandaro selbst erschien. Seine Augen versprühten ein zorniges Feuer. Sein Affengesicht verzerrte sich vor Wut, als er Mago und Metal nebeneinander stehen sah.

Auf dem Kopf trug er die Krone, die Mago besitzen wollte, und vor seiner Brust hing das Goldornament, das der Schwarzmagier ebenfalls brauchte.

Der schwarze Umhang wallte von Tapandaros Schultern fast bis auf den Boden. Da er noch dazu alle anderen Paviandämonen weit überragte, war er eine imposante Erscheinung.

Mago sah ihn kampflustig an. Tapandaro wußte, wen er vor sich hatte. Es gab nur einen, der so aussah: Mago, der Schwarzmagier. Es war dem neuen Affenkaiser auch bekannt, daß Mago eine der stärksten Waffen besaß, die jemals für einen Dämon geschmiedet worden waren.

»Du bist auf dieser Welt nicht erwünscht, Mago!« herrschte Tapandaro den Schwarzmagier an.

Dieser lachte überheblich. »Danach frage ich nicht.«

»Du hast meine Gefangenen befreit! Dafür sollte ich dich bestrafen.«

Wieder lachte Mago. »Versuche es!«

»Ich will am Tage meiner Krönung Gnade walten lassen«, sagte Tapandaro. Er hoffte, sich auf diese Weise aus der Affäre ziehen zu können. Mago war ihm zu gefährlich. Er wollte nicht gegen ihn kämpfen. Es war ihm lieber, der Schwarzmagier ginge einfach seiner Wege. Doch Mago schien nicht die Absicht zu haben, Protoc zu verlassen.

»Gnade!« höhnte der Schwarzmagier. »Wie großzügig von dir! Was tust du, wenn ich deine Vergebung nicht annehme?«

»Worauf legst du es an?«

»Du weißt es!« erwiderte Mago scharf. »Ich bin gekommen, um dir die Krone streitig zu machen.«

»Ich habe sie aus Asmodis' Händen empfangen.«

»Das kümmert mich nicht.«

»Du wirst dir seinen Zorn zuziehen!«

»Ich werde mich mit ihm einigen, doch zu diesem Zeitpunkt wirst du nicht mehr leben, Tapandaro. Heute ist dein größter Tag. Aber auch dein Todestag! Ja, Affenkaiser, du hörst richtig! Du wirst heute die Krone und dein Leben verlieren!«

»Du willst Herrscher in diesem Reich werden? Meine Untertanen werden dich als ihren Kaiser nicht anerkennen.«

»Sie werden sich mir unterwerfen, wenn sie meine Stärke erkannt haben, die du spüren wirst. Laß dir ein Schwert bringen. Du sollst mit

der Waffe in der Hand sterben. Oder bist du zu feige, meine Herausforderung anzunehmen?«

Ein zorniger Ruck ging durch Tapandaros Körper. »Ich war noch nie feige! Ich bin jederzeit bereit, mit dir zu kämpfen, und du wirst erfahren, daß es tödlich ist, den Affenkaiser zu beleidigen! Der Kampf soll im Krönungssaal dieses Tempels stattfinden!«

»Einverstanden«, sagte Mago.

»Der Kampf endet mit dem Tod des Gegners!«

»So soll es sein.«

»Metal wird nicht eingreifen.«

»Ich brauche seine Unterstützung nicht«, behauptete der Schwarzmagier. »Laß ihn gehen, wohin er will. Er hat nicht vor, auf Protoc zu bleiben.«

»Er wird diese Welt nur dann verlassen, wenn es dir gelingt, mich zu besiegen. Solltest du den Kampf verlieren, bezahlt er seinen Entschluß, unsere Welt zu betreten, mit seinem Leben!«

Mago wandte sich grinsend an den Silberdämon. »Dein Leben wird keinen Moment in Gefahr sein, Metal.«

***

Inspektor Leplat entdeckte die offene Tür und die dahinter befindliche steinerne Wendeltreppe. Er stieg gespannt die Stufen hinunter und gelangte in den Gang, den Vicky Bonney vor ihm entlanggeschlichen war.

Er befand sich zum erstenmal in diesem Schloß, und er fühlte sich überhaupt nicht wohl zwischen diesen dicken alten Mauern. Barrington Castle war ihm unheimlich. Hier zu wohnen, wäre ihm ein Greuel gewesen.

Vorsichtig setzte Gareth Leplat seine Schritte. Eine bedrückende Last lag auf seiner Brust, und er überlegte, ob er weitergehen oder umkehren sollte.

Sein Pflichtbewußtsein siegte. Wenn er sich schon entschlossen hatte, an der Suche nach Vicky Bonney teilzunehmen, durfte er nicht schon nach wenigen Minuten aufgeben.

Er erreichte die geschlossene Gittertür, die in die Familiengruft führte, und plötzlich durchzuckte es ihn siedendheiß, denn er sah Farley Walpo!

Doch nicht nur den Mörder mit der Axt erblickte er. Auch Vicky Bonney befand sich in der düsteren Gruft. Sie schaute gebannt in eine Richtung, die für den Polizeiinspektor zum Teil von einer Mauer verdeckt war.

Daß der Mörder mit der Axt hinter ihr lauerte, wußte sie nicht. Gareth Leplat griff nach seiner Dienstpistole. Herb Colodner hatte mit seiner Beschreibung recht gehabt.

Das war Farley Walpo! Die Exhumierung hatte zwar ergeben, daß Walpos Skelett im Grab lag… Es war alles so schrecklich verwirrend. Hinzu kam, daß Walpo tatsächlich Lord Jeremys Talisman um den Hals trug. Er mußte ihn dem Lord gestohlen haben.

»Miß Bonney!« schrie Gareth Leplat, als der Frauenmörder mit der Axt ausholte. »Vorsicht! Hinter Ihnen!«

Vicky wirbelte herum, sah den Mann mit den aufgedunsenen Wangen und sprang erschrocken zurück.

»Walpo!« brüllte Gareth Leplat. Er wollte die Gittertür öffnen, doch das gelang ihm nicht, deshalb schob er die Pistole zwischen den Stäben hindurch und zielte auf den Mörder. »Hände hoch, Walpo! Lassen Sie die Axt fallen!«

Farley Walpo reagierte nicht auf die Befehle. Für ihn schien der Inspektor nicht zu existieren. Gareth Leplat rüttelte wütend an der Gittertür. Sie gab nicht nach.

Und Walpo schlug mit der Axt zu!

***

Mr. Silver suchte im Obergeschoß nach Vicky Bonney. Für ihn stand fest, daß das blonde Mädchen mit einem Trick fortgelockt worden war. Es hätte ihm auffallen sollen, aber er hatte sich auf die Unterhaltung mit Inspektor Leplat konzentriert.

Wie Tony Ballard glaubte auch er zu wissen, wer wirklich hinter Farley Walpo steckte, und er war entschlossen, dafür zu sorgen, daß Kaddos Umtriebe kein weiteres Menschenleben forderten.

Er hastete von einem Raum zum anderen, stieß die Türen auf, rief Vickys Namen. Wenn ihr etwas zugestoßen war, würde er seine ganze dämonische Kraft aufbieten, um Kaddo zu bestrafen.

Vicky Bonneys Wohl lag ihm sehr am Herzen. Sie war ein mutiges tapferes Mädchen, das hart trainierte, um im Kampf bestehen zu können, dennoch machte sich Mr. Silver in Situationen wie dieser um sie Sorgen.

Wenn der bucklige Butler gelogen hatte und Kaddo im Schloß war, konnte ihm Vicky in die Hände gefallen sein, und die Möglichkeiten eines Dämons waren vielfältig, ihr gefährlich zu werden.

Die letzten beiden Räume.

Mr. Silver schaute sich in ihnen um. Fast hatte er erwartet, Vicky hier nicht zu finden. Grimmig machte er kehrt. Da meldete sich in ihm plötzlich sein sechster Sinn, der in seinem Fall ausgeprägter als bei einem Menschen war.

Er konnte nichts präzisieren, stellte nur fest, daß Vicky in diesem Augenblick in großer Gefahr war, und daß er sich sehr weit von dieser Gefahr entfernt befand.

Mit langen Sätzen jagte der Ex-Dämon den Gang entlang, erreichte

die Treppe und lief die teppichbelegten Stufen hinunter. Mit jeder Stufe, die er zurücklegte, verdichtete sich dieses alarmierende Gefühl, das ihm verriet, daß er sich auf dem richtigen Weg befand.

Aber würde er Vicky Bonney noch beistehen können?

***

Jack Sarno hatte Petula Boykin in einen fensterlosen Raum gesperrt. Er hatte ihr einen heftigen Stoß gegeben, sie stürzte und schlug sich die Knie blutig, während hinter ihr die Tür zuknallte und abgeschlossen wurde.

Während der Fahrt von Mike Bakers Haus hierher war sie zu sich gekommen. Sie hatte ihn angefleht, anzuhalten und sie aussteigen zu lassen. Sie hatte ihm versprochen, sich nicht an die Polizei zu wenden. Nur ihre Freiheit wollte sie wiederhaben, doch Sarno war nicht bereit, sie ihr zu geben.

»Du weißt doch, daß ich große Pläne habe«, hatte er gesagt. »Ich bin ein Teufelsschüler. Angelo d'Alessandro weiht mich ein in die Künste der schwarzen Magie. Er lehrt mich das Zaubern, und ich werde dieses Wissen eines Tages an meine Schüler weitergeben. Aber ich möchte nicht allein sein, deshalb wirst du mich von nun an auf allen meinen Wegen begleiten.«

»Warum streben Sie so sehr danach, Böses zu tun?«

»Es ist für mich der leichteste Weg.«

»Sie werden dafür eines Tages bezahlen müssen.«

»Wenn die schwarze Macht mich in ihren Reihen aufnimmt, kann ich es noch sehr weit bringen.«

Petula war erschüttert. Dieser Mann war verblendet. Wenn sie in den Händen dieses Fanatikers blieb, stand ihr Schreckliches bevor. Doch wie sollte sie ihre Freiheit wiedererlangen?

Verzweifelt schlug sie mit ihren kleinen Fäusten gegen die Tür. Sie schrie um Hilfe, bettelte um ihre Freiheit, weinte um Mike Baker, den Sarno hatte ermorden lassen.

O Gott, es war alles so entsetzlich.

Bevor sie diesem verblendeten Mann gehörte, wollte sie sich lieber das Leben nehmen. Aber womit? Der Raum war leer. Es gab nichts, womit sie sich verletzen konnte.

Heiße Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie sank vor der Tür schluchzend zu Boden und weinte um Mike, um sich und um alles, was sie verloren hatte.

***

Als Farley Walpo mit der Axt zuschlug, drückte Inspektor Leplat ab. Er mußte es tun. Vicky Bonney konnte nicht mehr weiter zurückweichen, denn hinter ihr stand ein Sarkophag. Der Axthieb hätte sie wahrscheinlich getroffen.

Laut peitschte der Schuß durch die Gruft. Die Kugel warf den Frauenmörder zur Seite. Er stieß einen zornigen Schrei aus und ging sofort wieder auf das blonde Mädchen los.

Damit zwang er Gareth Leplat, ein zweitesmal zu feuern. Der Inspektor war ein ausgezeichneter Schütze. Er rechnete damit, daß der zweite Treffer den gefährlichen Mörder niederstreckte, doch das war nicht der Fall.

Farley Walpo heulte nur wütend auf und zuckte heftig zusammen. Leplat verstand das nicht. Walpo konnte doch nicht unverwundbar sein.

Als der Mörder mit der Axt zum drittenmal versuchte, Vicky Bonney zu töten, passierte etwas, das Gareth Leplat an seinem Verstand zweifeln ließ.

Ein körperloses Wesen tauchte in seinem Blickfeld auf. Eine Nebelgestalt. Der Inspektor glaubte, eine Halluzination zu haben. Mit ungläubig geweiteten Augen verfolgte er, was geschah.

Das Nebelwesen sprang zwischen Vicky Bonney und Farley Walpo. Es griff den Frauenmörder an. Seine dampfenden Hände schossen auf den Mann mit der Axt zu, und Walpo brüllte entsetzt auf.

Unmöglich, schrie es in Gareth Leplat. Aber der Kampf, der zwischen Farley Walpo und diesem Nebelwesen entbrannte, war Realität. Zum erstenmal wurde Inspektor Leplat mit dem Beweis konfrontiert, daß es mehr zwischen Himmel und Erde gab, als er sich träumen ließ.

Vicky Bonney hatte endlich Gelegenheit, sich am Sarkophag vorbei in Sicherheit zu bringen.

»Hierher, Miß Bonney!« rief Leplat. Er war entschlossen, die Gittertür aufzuschießen.

Mittlerweile hieb Farley Walpo mit der Axt durch den körperlosen Nessel-Vampir. In seinen Augen glänzte eine panische Angst vor einer neuerlichen Berührung.

Jedesmal, wenn Boram den Mörder packen wollte, sprang dieser mit einem weiten Satz zurück. Vicky kam zur Tür. Der Inspektor vernahm Schritte hinter sich und drehte sich nervös um.

Mr. Silver erschien. »Vicky!« rief er, als er das blonde Mädchen sah. Es klang erleichtert.

»Ich kriege die verdammte Tür nicht auf!« sagte Leplat.

»Lassen Sie mich mal ran«, verlangte der Ex-Dämon.

Der Inspektor trat zur Seite. Augenblicke später schwang die Gittertür auf. »Wie haben Sie das gemacht?« fragte Leplat verblüfft.

»Wird nicht verraten.«

Farley Walpo war gezwungen, die Familiengruft zu verlassen. Er zog sich durch die Geheimtür zurück.

»Meine Güte, was ist das für ein Wesen?« fragte der Inspektor und wies auf die Nebelgestalt.

»Das ist Boram, er gehört zu uns«, sagte Vicky Bonney. »Er ist eine weißer Vampir.«

»Ich fürchte, ich verstehe kein Wort«, stöhnte Gareth Leplat.

»Wir versuchen es Ihnen später zu erklären«, sagte Mr. Silver. »Im Augenblick ist es wichtiger, daß uns Walpo nicht durch die Lappen geht.«

***

Jack Sarno war von seiner Idee begeistert. Er wollte Petula Boykin nicht nur mit dem Hexentrank an sich binden, nein, es sollte in seinem Haus auch eine schwarze Hochzeit stattfinden.

Mit großem Eifer traf Sarno seine Vorbereitungen. Aufgeregt lief er durch die Räume, trug herbei, was nötig war, um einen hohen Gast herbeizuzitieren.

Ein Vertreter der Hölle sollte sie trauen. Er war nicht so vermessen, anzunehmen, daß Asmodis persönlich erscheinen würde, denn dazu war er noch viel zu unbedeutend, aber in der großen Höllenhierarchie würde sich mit Sicherheit jemand finden, der die schwarze Trauung vornahm.

Ruhelos, mit vor Erregung zitternden Händen, legte Jack Sarno bereit, was er für eine Beschwörung benötigte, die den Rahmen des Üblichen sprengte.

Jene Geister und Dämonen, mit denen er bisher Kontakt aufgenommen hatte, waren nicht besonders stark gewesen. Deshalb hatten sie sich auch verhältnismäßig leicht herbeizitieren lassen.

Diesmal würde die Anstrengung unvergleichlich stärker sein müssen, um zu einem Erfolg zu kommen. Sarno war nicht sicher, ob es ihm gelingen würde, aber es war einen Versuch auf jeden Fall wert.

Als bei verdunkelten Fenstern die schwarzen Gebetskerzen brannten und ihr flackernder Schein Sarnos Gesicht beleuchtete, sank der Mann vor seinem schwarzen Altar auf die Knie, nahm eine Kreide in die Hand und malte die Zahl 666 vor sich auf den Boden - das Zeichen des Teufels.

Er sprach die Gebete, die ihn Angelo d'Alessandro gelehrt hatte, flocht Beschwörungsformeln ein, die er aus einem Buch herauslas, zündete Räucherstäbchen an, deren Duft ihn benommen machte.

Er wandte sich direkt an Baphomet, wohl wissend, diesen nicht in sein Haus zu bekommen, aber vielleicht empfing seinen Ruf einer von Baphomets Stellvertretern.

Sarno legte die Kreide beiseite und zeichnete die Zahl 666 mit dem Zeigefinger immer wieder nach, während er mit einer schwarzen Litanei die Mächte der Finsternis auf sich aufmerksam zu machen versuchte.

Sein Geist entrückte dabei so weit der Realität, daß er die Schreie

seiner Gefangenen, das Trommeln der Fäuste, das Schluchzen des Mädchens nicht mehr wahrnahm.

Er versuchte mit seiner Konzentration ein Tor zur schwarzen Welt aufzustoßen - und schließlich gelang ihm das auch.

Die Raumtemperatur sank. Als Jack Sarno das spürte, riß er begeistert die Augen auf: Kälte durchrieselte ihn. Er genoß sie. Suchend wanderten seine strahlenden Augen umher. Er hoffte, daß sich einer von Baphomets Vertretern zeigen würde, doch soviel Ehre wurde ihm nicht zuteil.

Da war nur eine Stimme, die das Haus vom Keller bis unters Dach ausfüllte. Laut, aggressiv, bedrohlich. Als Sarno sie hörte, duckte er sich, als befürchte er, geschlagen zu werden.

Die Stimme war geifernd, ekelhaft und kratzig - eine Beleidigung für das menschliche Ohr. Sarnos Gesicht verzerrte sich schmerzlich. Er duckte sich noch mehr und hätte gern gewußt, mit wem er es zu tun hatte.

Zu fragen getraute er sich nicht. Der Unsichtbare wollte wissen, warum er es wagte, die Mächte der Finsternis zu belästigen.

»Euer gehorsamer Diener hat eine große Bitte«, antwortete Sarno unterwürfig.

»Sprich!« donnerte ihm die Stimme entgegen.

»Ich halte in diesem Haus ein Mädchen gefangen, mit dem ich mich vermählen möchte. Ich wäre glücklich, wenn einer von Baphomets Vertretern mir diesen großen Wunsch erfüllen würde. Wärst du dazu bereit?«

»Du wirst deine persönlichen Wünsche vorläufig hintanstellen!« sagte die Stimme.

Jack Sarno wagte sich geringfügig aufzurichten. Er konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. »Es wird keine schwarze Trauung stattfinden?«

»Ich sagte *vorläufig*!« herrschte die Stimme ihn an. »Hörst du mir nicht zu?«

Sarno zuckte wie unter einem Peitschenschlag zusammen. »Doch! Doch!« beeilte er sich zu sagen.

»Du wirst zuerst etwas für uns erledigen!«

»Alles, was ihr wollt!« sagte Jack Sarno.

»Angelo d'Alessandro war dein Lehrmeister.«

»Er ist es noch. Ich gebe mir große Mühe, so zu werden wie er.«

»Du brauchst ihn nicht mehr.«

»Er hat mir erst einen Bruchteil seines Wissens vermittelt.«

»Den Rest verschaffst du dir auf eine andere Weise. Wir sorgen dafür, daß seine gesamten Kenntnisse und all sein Besitz auf dich übergehen.«

Sarno blickte sich ungläubig um. »Auf mich? Was muß ich dafür

tun?«

»Du wirst ihn töten!«

»Wenn ihr es wünscht, soll es geschehen. Aber darf ich fragen, warum? Warum hat er auf einmal eure Gunst verloren?«

»Er beging einen unverzeihlichen Verrat. Mach niemals den gleichen Fehler, sonst ergeht es dir so wie ihm!«

Sarno nickte ergeben. »Ihr wollt, daß ich ihn töte - ich werde es tun.«

***

Roxane wußte nicht, wie sie es geschafft hatte, den schwarzen Tempel zu verlassen. Ihre Flucht war jedenfalls sehr turbulent gewesen.

Während sich das Kampfgeschehen auf Metal und Mago konzentrierte, hatte sich die Hexe aus dem Jenseits immer wieder versteckt, war orientierungslos durch Gänge und Räume gelaufen und hatte irgendwann den rötlichen Himmel von Protoc über sich gesehen.

Durch die Schatten der Affenbehausungen stahl sich das schwarzhaarige Mädchen davon. Sie hatte das große Glück, immer wieder ein Versteck zu finden, wenn ihr Paviandämonen entgegenkamen. Wenn sie überleben wollte, mußte sie raus aus der Dschungelstadt und hinein in den Urwald, denn dort würden die Affenkrieger sie nicht so schnell finden.

Sobald der dichte Dschungel sie aufgenommen hatte, blieb sie stehen. Die andere Hälfte in ihr zwang sie dazu. Arma wollte nicht ohne Metal fliehen.

Roxane versuchte, mit ihr zu einer Einigung zu kommen. Helfen konnte dem Silbermann weder Arma noch Roxane. Mit Sicherheit würde es ihm gelingen, sich allein durchzuschlagen, und dann würde er sie suchen.

Wollte Roxane/Arma den Paviandämonen nicht noch einmal in die Hände fallen, war es angeraten, tiefer in den Urwald einzudringen. Das Mädchen mußte sich ein Versteck suchen, wo es vor den Affenkriegern sicher war, denn eine zweite Flucht würde ihr nicht gelingen. Sollte sie noch einmal in den schwarzen Tempel gebracht werden, würde Tapandaro sie gnadenlos töten.

Diese Argumente sah Arma schließlich ein und gab nach. Zum erstenmal, seit sie sich beide im selben Körper befanden, waren sie sich einig.

Das Mädchen eilte weiter. Es war nicht immer leicht, die verfilzte Wand zu durchbrechen. Ein Buschmesser hätte Roxane jetzt wertvolle Dienste geleistet, doch es stand ihr keines zur Verfügung, und so mußte sie sich mit bloßen Händen durch das dichte Unterholz kämpfen.

Irgendwann gelangte sie auf einen ausgetretenen Pfad, doch es war

gefährlich, ihm zu folgen, denn hier kamen immer wieder Affenkrieger entlang, und Roxane schaffte es manchmal nur im allerletzten Moment, sich vor ihnen zu verbergen.

Sie entschied sich wieder für den beschwerlicheren Weg, abseits des Pfades, durch den Dschungel. Verkrüppelte Wurzeln versuchten sie zu Fall zu bringen.

Schlinggewächse bildeten manchmal so widerstandsfähige Netze, daß das Mädchen gezwungen war, einen Umweg zu machen.

Jeder Schritt war kräfteraubend, doch die Hexe aus dem Jenseits war der Ansicht, daß sie sich von der Dschungelstadt noch nicht weit genug entfernt hatte.

Große ledrige Blätter verdeckten ihr die Sicht. Sie schlug sie zur Seite und machte den nächsten Schritt, doch ihr Fuß fand keinen Halt, sank ein in einen morastigen Boden.

Ein heiserer Schrei entrang sich ihrer Kehle, während sie in den klebrigen Brei einsank. Ehe sie es verhindern konnte, steckte sie bis zur Hüfte im zähen Sumpf, und jede Bewegung ließ sie tiefer sinken.

Verzweifelt versuchte sie sich umzudrehen, doch das war ihr nicht möglich. Äste ragten über den Morast. Sie streckte sich danach, berührte sie mit den Fingerspitzen, und die Blätter rissen ab, als sie sie zu sich herunterziehen wollte.

Der braune Schlamm kroch an ihr hoch, ergriff mehr und mehr Besitz von ihr. Jede Anstrengung, die sie unternahm, um sich zu retten, kehrte sich ins Gegenteil um.

Der tückische, tödliche Sumpf schlang immer mehr von ihr hinunter. Ein Befreiungsversuch konnte niemals fruchten, aber obwohl der Hexe aus dem Jenseits das klar war, konnte sie sich nicht tatenlos in ihr Schicksal fügen.

Das Moor umschloß nun schon ihren Brustkorb, und sie hatte ein furchtbares Ende vor Augen. Wäre es nicht besser gewesen, von Tapandaro oder einem seiner Paviandämonen getötet zu werden?

Sie konnte sich nur noch schlecht bewegen. Der Sumpf behinderte sie, seine klebrigen Finger krabbelten immer weiter an ihr hoch, erreichten ihren Hals, und sie konnte sich ungefähr ausrechnen, wann es vorbei sein würde.

Arma gab ihr die Schuld daran, daß sie nun beide sterben würden, denn Roxane hatte ja so sehr darauf gedrängt, sich weit in den Urwald zurückzuziehen.

Doch Vorwürfe konnten das schwarzhaarige Mädchen nicht retten. Endlich gab sich Roxane geschlagen. Es hatte keinen Sinn mehr, zu kämpfen.

Sie ließ die Arme langsam sinken und schloß mit ihrem Leben ab.

***

Etwas riß mich aus meiner Ohnmacht. Es mußte das Knallen von Schüssen gewesen sein. Ich öffnete die Augen und sah, daß ich mich in einem düsteren unterirdischen Raum befand.

Benommen quälte ich mich auf die Beine. Der Boden unter meinen Füßen schien zu schwanken. Ich versuchte das auszugleichen, indem ich mich breitbeinig hinstellte.

In meinen Kopf schien sich ein Bienenschwarm eingenistet zu haben. Aber das lästige Summen verebbte allmählich, und mir fiel ein, was meiner Bewußtlosigkeit vorangegangen war.

Ich dachte an Vicky Bonney und hoffte, daß jemand sie inzwischen gefunden hatte.

Die Schüsse! durchzuckte es mich. Wer hat sie abgegeben?

Jetzt gellte ein entsetztes Gebrüll an mein Ohr. Ich drehte mich um und sah eine offene Tür in der dicken Steinmauer.

Sekunden später tauchte Farley Walpo auf. Er befand sich auf der Flucht. Ich kam allmählich wieder in Form und wußte, was zu tun war. Hastig zog ich meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter, was der Mörder mit der Axt beim ersten Versuch nicht zugelassen hatte, eilte zur Tür und nahm Walpo in Empfang.

Als er meine Waffe in seinem Nacken spürte, versteifte sich sein Körper. »Das Spiel ist aus, Kaddo!« sagte ich schneidend.

Durch die Tür trat Boram, und der Mörder mit der Axt duckte sich ängstlich. Als ich Vicky Bonney erblickte, fiel mir ein Stein vom Herzen. Mich durchlief ein unangenehmer Schauer, als ich hörte, was sie erlebt hatte. Der Nessel-Vampir hatte sich zum erstenmal bewährt. Wenn er nicht eingegriffen hätte… Ich dachte lieber nicht weiter.

Mr. Silver erschien; er brachte Inspektor Leplat mit.

Farley Walpo rührte sich nicht von der Stelle.

Gareth Leplat schüttelte den Kopf. »Ein Mörder, der vor fünf Jahren beerdigt wurde, dessen Skelett wir heute in seinem Grab liegen sahen… Kann mir einer von Ihnen erklären, wie so etwas möglich ist?«

Der Inspektor blickte dabei ratlos in die Runde.

Als sein Blick auf Boram traf, sagte er: »Und dann auch noch dieses Wesen… Es ist mir schleierhaft…«

Ich sprach mit knappen Sätzen über meinen Job und hoffte, daß er bereit war, wenigstens einen Teil von dem zu glauben, was ich ihm erzählte. Der Ausdruck seiner Augen verriet mir, daß er weiterhin zweifelte, obwohl Boram neben ihm stand.

»Wie nannten Sie Farley Walpo vorhin?« fragte der Inspektor.

»Kaddo. Er ist ein Dämon, der Walpos Gestalt annahm«, klärte ich den Inspektor auf.

»Und wie sieht er wirklich aus?« wollte Gareth Leplat wissen.

»Sie werden sich wundern«, sagte ich und drückte dem Dämon

meinen Colt fester ins Genick. »Los! Zeig uns, wie du aussiehst, wenn du dich nicht Walpos Gestalt bedienst.«

Mr. Silver nahm dem Mörder die Axt aus der Hand, und Farley Walpo begann sich zu verändern. Er wurde größer, die Schultern wurden schmaler, die aufgedunsenen Wangen wurden faltig und sanken ein. Die Nase wurde breit, das Haar dichter, länger und silbergrau.

Selbstverständlich war Inspektor Leplat nun noch mehr entgeistert.

»Lord Jeremy!« stieß er fassungslos hervor.

»Sehr richtig«, sagte ich. »Lord Jeremy Barrington. *Er* ist der Dämon Kaddo, der in menschlicher Gestalt in diesem Schloß lebt. Ich bin sicher, es gab im Laufe der Zeit in dieser Gegend immer wieder unerklärliche Dinge, für die er verantwortlich war. Sein neuester dämonischer Streich war, Farley Walpo wiederaufleben zu lassen.«

»Und wir haben in ihm all die Jahre nur einen harmlosen, kauzigen Menschen gesehen«, sagte Inspektor Leplat erschüttert. »Es kam zu merkwürdigen Bränden, mysteriösen Erkrankungen, verständnislosen Selbstmorden…«

»Hier haben Sie den Urheber vor sich!« sagte ich und wies auf Lord Jeremy Barrington.

Er trug noch das Hemd, das ihm Herb Colodner zerrissen hatte, und wir konnten alle den goldenen Anhänger sehen, den er um den Hals trug.

»Ein wichtiger erster Schritt ist getan«, sagte ich. »Wir haben den Träger des ersten Ornamentdrittels gefunden.«

Mir war klar, daß Gareth Leplat kein Wort verstand, aber ich wollte ihn mit weiteren Erklärungen nicht noch mehr verwirren. Was hätte er wohl zu Mago, Loxagon, dem Höllenschwert und all diesen Dingen gesagt? Er stellte keine Fragen, überließ mir den Fall, und das war das Vernünftigste, was er tun konnte.

»Du kennst den Namen des zweiten Ornamentträgers«, sagte ich zu Kaddo.

Der Dämon glaubte sich in einer starken Position, denn ich wollte etwas von ihm wissen. Eiskalt grinste er mich an. »Wenn du ein Dämon wärst, würde dir das Ornament den Namen offenbaren. Du brauchtest es dir nur umzuhängen. So aber bist du auf meine Antwort angewiesen, und die bekommst du nicht!«

»Dann wird sich Mr. Silver das Ornamentdrittel umhängen.«

Kaddo schüttelte den Kopf. »Er steht auf der falschen Seite, deshalb wird das Ornament schweigen.«

»Nun, dann werden wir dich zwingen, den Namen des nächsten Ornamentträgers zu nennen«, sagte ich hart.

Ich streckte meine Hand nach dem goldenen Anhänger aus, den ich unbedingt haben mußte, um Loxagons Grab zu finden. Als ich das

Ornament mit dem kunstvoll eingearbeiteten Buchstaben berührte, dröhnte plötzlich eine Stimme durch den unterirdischen Raum.

»Finger weg!«

Ich drehte mich um und erblickte den buckligen Butler, der seinem Herrn zu Hilfe kam, und damit er mehr Eindruck auf uns machte, hielt er eine doppelläufige Schrotflinte in seinen Pranken.

***

»Zurück!« befahl Jameson scharf.

Wir entfernten uns von Lord Jeremy, der uns triumphierend angrinste. »Das Blatt hat sich gewendet!« sagte er höhnisch.

Ich trachtete, daß sich Vicky Bonney hinter mir befand, denn wenn der Butler einen nervösen Zeigefinger hatte, konnte die Schrotflinte leicht losgehen.

Inspektor Leplat knirschte neben mir wütend mit den Zähnen. »Jameson, dafür werden Sie sich verantworten müssen!«

Der Bucklige lachte. »Wer sollte mich zur Verantwortung ziehen? Sie etwa, Inspektor? Sie werden dieses Schloß nicht mehr verlassen. Wenn Sergeant Rodwell nach Ihnen fragt, werde ich ihm sagen, daß Sie nicht hier waren. Er wird mir nicht das Gegenteil beweisen können.«

»Sie machen einen großen Fehler, Jameson! Wie können Sie sich auf die Seite dieses Teufels in Menschengestalt stellen?«

»Kaddo ist mein Herr. Ich diene ihm seit langem, daran wird sich niemals etwas ändern.«

Ich sah, daß Mr. Silver die Situation wieder umdrehen wollte. Als er mich ansah, schüttelte ich den Kopf, schickte dafür aber Boram los.

Der Nessel-Vampir setzte sich sogleich in Bewegung. Unerschrocken ging er auf den Buckligen zu. Jameson richtete die Flinte auf die Nebelgestalt. Es würde nichts passieren, wenn der Butler abdrückte. Die Schrotladung würde durch das Nesselgift sausen und irgendwo gegen die Wand prasseln. Keiner von uns stand im Schußfeld.

»Halt!« knurrte der bucklige Butler. Seine Lippen wurden schmal, die Augen ebenfalls. Er war entschlossen, zu feuern, wenn Boram noch einen Schritt weiterging.

Bedenkenlos machte der Nessel-Vampir diesen Schritt, und im selben Augenblick krachte die Schrotflinte. Eine Feuerblume platzte auf.

Boram ging weiter. Obwohl Jameson sah, daß er dem weißen Vampir nichts anhaben konnte, schoß er noch einmal. Dann war Boram bei ihm. Sein Faustschlag traf den Butler.

Das Nesselgift brannte wie Feuer auf Jamesons Haut. Ich kannte die Wirkung, hatte sie gestern erst zu spüren gekriegt. Die leergeschossene Schrotflinte fiel zu Boden, und der Butler, dem der weiße Vampir mit seinem ersten Schlag bereits Energie entzogen hatte, gab schreiend auf.

Jameson hob die Hände. »Mr. Ballard!« rief er ängstlich. »Befehlen Sie ihm, von mir abzulassen!«

»Ich kümmere mich um den Butler«, sagte Inspektor Leplat.

»Boram!« rief ich. »Laß ihn!«

Der weiße Vampir gehorchte. Gareth Leplat holte Handschellen aus der Tasche und ließ die stählernen Achterspangen über den Handgelenken des Buckligen zuschnappen.

Vicky Bonney atmete erleichtert auf, als sie die Schrotflinte in Leplats Händen sah.

»Und nun zu dir, Kaddo«, sagte ich zu Lord Jeremy Barrington.

Der Schloßherr hob trotzig den Kopf. »Gib dir keine Mühe, Ballard, du erfährst von mir nicht, was du wissen willst!«

»Ich wette dagegen«, sagte ich.

»Überlaß ihn Boram und mir, Tony«, verlangte Mr. Silver grimmig.

»Das hatte ich vor.«

»Er wird schon bald weich sein.«

Wir begaben uns nach oben. Inspektor Leplat, dessen Fall wir gelöst hatten, verließ mit dem Butler das Schloß. Bevor er ging, sagte er, er würde sich freuen, wenn wir ihn später in Monwyth aufsuchen würden, denn es wären noch viele Fragen offen.

Ich sagte zu, falls es unsere Zeit erlauben sollte. Dann war ich mit Vicky Bonney allein. Mein Blick überflog die Hausbar im Salon. »Einen Drink?« fragte ich meine Freundin.

»Einen kleinen«, sagte Vicky. »Damit ich die Begegnung mit der Blutlady besser verdaue.«

Ich füllte zwei Gläser mit goldenem Scotch, und als ich Vicky ihr Glas brachte, begann unten Kaddo zu brüllen. Vicky zuckte unwillkürlich zusammen.

Ich hob die Schultern. »Es muß sein.«

Der Ex-Dämon und der weiße Vampir setzten dem dämonischen Schloßherrn hart zu. Kaddos Schreie gingen uns durch Mark und Bein, aber ich hatte kein Mitleid mit ihm. Er hatte keine andere Behandlung verdient. Melissa Farr wäre nur eines von vielen Opfern gewesen, wenn wir Farley Walpo nicht das Handwerk gelegt hätten.

Die Schreie wurden leiser, schwächer - und dann war gar nichts mehr zu hören.

Für mich stand fest, daß Kaddo sein Geheimnis preisgegeben hatte.

Sie schleppten den Dämon herauf. Er war nicht wiederzuerkennen, lag vor uns auf dem Boden und war völlig entkräftet. Überall waren die Spuren des Nesselgifts zu sehen.

Ich wandte mich an Mr. Silver. »Nun? Hat er geredet?«

Der Ex-Dämon nickte. »Er hatte keine andere Wahl.« Mein Freund streckte mir die Hand entgegen. Auf ihr lag das erste Ornamentdrittel. »Nimm es an dich, Tony.«

Ich hängte mir den schweren Goldanhänger um den Hals. »Wie ist der Name des zweiten Ornamentträgers?«
»Tapandaro«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren.

***

Jack Sarno glaubte, Fieber zu haben; ihm war heiß und kalt zugleich. Angelo d'Alessandro war zum Verräter geworden und hatte deshalb sein Leben verwirkt.
So schnell geht das, dachte Sarno. Es sollte ihm eine Lehre sein. Was immer d'Alessandro getan hatte, ihm würde ein Verrat nie in den Sinn kommen. Hatte der schwarze Priester geglaubt, die Hölle würde seinen Verrat nicht durchschauen?
Sarno zuckte mit den Schultern. Wissen und Besitz des Zauberers würden in dem Augenblick auf ihn übergehen, wo er ihn tötete, so hatte es die Stimme versprochen, und er war entschlossen, sich diese unschätzbaren Vorteile zu verschaffen, denn auf diese Weise erreichte er das Ziel, das er sich gesteckt hatte, wesentlich früher.
Er würde dann der schwarze Priester sein. Er konnte es kaum erwarten, bis es soweit war. Hastig verließ er den Raum, in dem er die Mächte der Finsternis beschworen hatte.
Er besaß einen Revolver. Ein Freund hatte ihm die Waffe vor einem halben Jahr verschafft, aber er hatte sie noch nie benützt, abgesehen von den paar Übungsschüssen im Keller.
Sarno lief die Treppe hinauf und begab sich in sein Schlafzimmer. Der Colt Agent .38 Special lag im Wäscheschrank. Er nahm die kurzläufige Waffe an sich, schob sie in den Gürtel und schloß das Jackett.
Um Petula Boykin kümmerte er sich jetzt nicht.
Die Stimme hatte von ihm verlangt, er müsse seine persönlichen Interessen hintanstellen, und das tat er.
Wenn die Hölle befiehlt, muß man gehorchen, sagte sich Jack Sarno. Ist man nachlässig, endet man wie Angelo d'Alessandro!
Er verließ das Schlafzimmer, lief die Treppe hinunter, blieb auf der letzten Stufe kurz stehen und lauschte. Stille herrschte im Haus. Petula hatte endlich resigniert.
»Bald«, murmelte Jack Sarno grinsend, »wirst du meine Frau sein. Die Hölle wird uns vereinen. Was *sie* verbindet, kann kein Mensch mehr trennen.«

***

»Tapandaro?« wiederholte ich, und meine Fingerspitzen tasteten über das goldene Ornamentdrittel.
»Er trägt das zweite Drittel und kennt den Namen des Besitzers des dritten Drittels«, sagte Mr. Silver.
»Wo finden wir ihn?«

»Nicht auf dieser Welt.«
»Sondern?«
»Auf Protoc. Erinnerst du dich an die Welt der Paviandämonen?«
»Wie könnte ich dieses Abenteuer jemals vergessen?« gab ich zurück. »Wir begegneten damals zum erstenmal Arma und Metal, verbündeten uns mit ihnen gegen den Affenkaiser Raghoora.«
Mein Freund nickte. »Tapandaro ist Raghooras Nachfolger, ein kriegerischer Dämon, der weit in den Dimensionen herumkam. Er ist größer und stärker als jeder andere Pavian auf Protoc. Und er trägt das N, das wir… haben müssen.«
Mir fiel plötzlich eine Veränderung in Mr. Silvers Gesichtsausdruck auf. »Was ist los?« fragte ich.
»Du hast eben Arma und Metal erwähnt, Tony. Teufel, jetzt weiß ich, wohin Metal Roxane entführt hat! Er befindet sich mit ihr auf Protoc! Sein Ziel ist das Tal der fremden Gesichter, und das erreicht er nur über Protoc!«
»Nun, dann haben wir zwei triftige Gründe, die Welt der Paviandämonen aufzusuchen«, sagte ich. »Roxane und Tapandaro.«
»Aber Vicky sollten wir nicht mitnehmen«, meinte der Ex-Dämon. »Die Welt der dämonischen Affen ist zu gefährlich für sie.«
Ich sah meine blonde Freundin an. »Hast du's gehört?«
Sie nickte. »Okay, ich werde nach London zurückkehren und daumendrückend auf eure Rückkehr warten. Und was wird aus Kaddo?«
»Den überlassen wir Boram«, sagte ich. Und zu dem Nessel-Vampir gewandt, fügte ich hinzu: »Mach ihn unschädlich.«
»Ja, Herr«, erwiderte der weiße Vampir, und ich konnte mich darauf verlassen, daß er es tun würde. Angelo d'Alessandro hatte mir mit Boram eine zuverlässige Waffe zur Verfügung gestellt. Allmählich brachte ich dem Nessel-Vampir mehr Vertrauen entgegen.
Wir verließen das Schloß. Boram beugte sich über sein dämonisches Opfer, wartete aber, bis wir draußen waren. Als er daranging, Kaddo den Garaus zu machen, ging ein letztes markerschütterndes Heulen durch das alte, düstere Cornwallschloß, und als der weiße Vampir wenig später zu uns stieß, meldete er, daß es Kaddo nicht mehr gab.
»Wird Boram euch begleiten?« fragte Vicky Bonney, während wir vor dem Schloß auf die Rückkehr des Hubschraubers warteten.
»Auf jeden Fall«, sagte ich. »Er wird uns auf Protoc eine wertvolle Hilfe sein.«
»Es wäre großartig, wenn es euch gelänge, Roxane endlich zurückzuholen«, sagte Vicky.
»Leider ist sie nicht mehr so, wie sie war, bevor Metal sie in seine Gewalt bekam«, sagte Mr. Silver finster. »Arma steckt zur Hälfte in ihr.«

»Kannst du das nicht rückgängig machen?«
»Ich werde es versuchen.«
Zwanzig Minuten vergingen. Dann war in der Ferne das Flappern des Hubschraubers zu hören. Als der Helikopter über dem Wald auftauchte, küßte Vicky Mr. Silver und mich. Boram ging aus verständlichen Gründen leer aus.
Aber Vicky sagte: »Danke für alles, was du für mich getan hast, Boram.«
Der weiße Vampir senkte stumm den Kopf. Beim Landen des Hubschraubers erfaßte den Nessel-Vampir wieder der heftige Rotorwind und verzerrte seine Gestalt.
Ich begab mich mit Vicky Bonney zur Maschine, öffnete die Kanzeltür und erklärte dem Piloten, daß nur meine Freundin nach London zurückkehren würde. Der Mann nickte. »Okay, Mr. Ballard. Soll ich Mr. Peckinpah etwas bestellen?«
Ich schüttelte den Kopf. »Miß Bonney wird ihn anrufen und ihm berichten, wie's hier gelaufen ist.«
»Mach's gut, Tony«, sagte Vicky.
»Du auch«, erwiderte ich, und sie kletterte in die stählerne Libelle.
Ich trat zurück, während meine Freundin die Glastür schloß und sich angurtete. Das Heulen der Allison-Turbinen nahm zu, Staub wurde aufgewirbelt und uns entgegengeschleudert. Ich kniff die Augen zusammen und winkte, während sich der Hubschrauber in die Lüfte hob, über dem Wald abschwenkte und Kurs auf London nahm.
Nun war es auch für uns Zeit, Cornwall zu verlassen, doch unser Ziel befand sich nicht auf dieser Erde. Es war eine andere Welt.
Die Welt der Paviandämonen!

***

Atax, die Seele des Teufels, war erzürnt, weil ihm Mago so eine beschämende Abfuhr erteilt hatte. Er hatte für den eingebildeten Schwarzmagier noch nie viel übrig gehabt, doch bisher war der Jäger der abtrünnigen Hexen für ihn zu minder gewesen, als daß er sich mit ihm abgegeben hätte.
Es hatte ihn all die Zeit kaum gekümmert, was Mago machte, doch seit dieser das Höllenschwert in seinen Besitz brachte, erwuchs er zu einem Gegner, den man nicht unterschätzen durfte, und er entwickelte gefährliche Ambitionen.
Er glaubte sich zu etwas Besserem berufen, war der Ansicht, für einen höheren Platz in der Höllenhierarchie geeignet zu sein, und er hatte bereits einige, die ihm diesen Aufstieg verwehren wollten, vernichtet.
Es bestand durchaus die Gefahr, daß Mago in seinem Größenwahn - denn als nichts anderes konnte sein falscher Ehrgeiz angesehen

werden - sogar Atax zu überflügeln versuchte.
Mago über sich zu haben, von diesem Befehle entgegennehmen zu müssen, das war der Seele des Teufels unvorstellbar. Gegen einen solchen Aufstieg des Schwarzmagiers wollte Atax rechtzeitig etwas unternehmen.
Um Mago unter Kontrolle zu bekommen, hatte er ihm das Bündnis angeboten. Er hätte den Schwarzmagier sogar zu seiner rechten Hand gemacht.
Eine Stufe unter sich hätte er den Jäger der abtrünnigen Hexen gerade noch geduldet. Außerdem hätte er in diesem Fall über jeden seiner Schritte Bescheid gewußt.
Doch Mago wollte von einem solchen Bündnis nichts wissen. Er fühlte sich stark und unbesiegbar, behauptete sogar, Bündnisse würden nur Schwächlinge eingehen.
Diese Frechheit würde ihm Atax nie vergessen. Er lauerte auf seine Chance, es dem überheblichen Schwarzmagier heimzuzahlen. Vielleicht würde sich dazu schon bald eine Gelegenheit ergeben, denn seit Mago das Höllenschwert besaß, eckte er überall an und schuf sich in den Dimensionen des Schreckens viele Feinde.
Loxagon war einst ebenso dumm gewesen, und er mußte diese Dummheit mit dem Leben bezahlen. Wenn das Höllenschwert zu diesen Unvorsichtigkeiten verleitete, war es besser, es nicht zu besitzen.
Die Waffe machte Mago glauben, er wäre stark und unbezwingbar, deshalb riskierte er so viel. Es würden schwere Zeiten für ihn anbrechen, wenn ihm das Schwert nicht mehr gehörte. Dafür, daß er sich seiner nicht mehr lange bedienen konnte, wollte Atax, die Seele des Teufels, sorgen.
Atax wußte, was auf Protoc im Gange war. Ihm war bekannt, daß Mago nach der Krone des Affenkaisers greifen wollte und daß ein Zweikampf auf Leben und Tod bevorstand.
In diesen Kampf wollte Atax im richtigen Moment entscheidend eingreifen. Vorläufig begnügte er sich damit, die Ereignisse unbemerkt zu verfolgen.
Seine Zeit würde kommen - bald schon!

***

Mit verschlossener Miene saß Jameson neben Inspektor Leplat. Ein langes Kapitel im Leben des buckligen Butlers war auf Barrington Castle zu Ende gegangen.
Er hatte dem Dämon Kaddo treu gedient und bereute nicht, was er getan hatte. Kaddo hatte ihm ein sorgloses Leben ermöglicht und ihm versprochen, sich für ihn beim Fürsten der Finsternis zu verwenden. Es hatte durchaus im Bereich des Möglichen gestanden, daß auch

Jameson eines Tages zum Dämon geworden wäre.
Für ein solches Ziel bringen manche Menschen jedes Opfer, und auch Jameson war bereit gewesen, dafür alles zu tun.
Er spürte, daß Kaddo nicht mehr lebte, und auch Lady Agnes gab es nicht mehr. Es war manchmal sehr schwierig gewesen, Blut für die Vampirin zu beschaffen, ohne daß jemand etwas davon merkte.
Oft holte Jameson die Opfer in Kaddos Auftrag von weither. Hin und wieder hatten sie Glück, und ein Landstreicher beging die Unvorsichtigkeit, an die Tür von Barrington Castle zu klopfen.
Vorbei… Nichts konnte mehr so werden, wie es einmal war, denn dem Buckligen fehlte die Möglichkeit, mit den finsteren Mächten in Verbindung zu treten. Diese Kontakte hatte stets Kaddo hergestellt, und er, Jameson, hatte davon profitiert.
Er hatte getan, was in seiner Macht stand, um Kaddo zu retten. Vielleicht wäre alles anders verlaufen, wenn es diesen gefährlichen Nessel-Vampir nicht gegeben hätte.
Jameson wünschte Tony Ballard die Pest an den Hals. Alles Pech dieser Welt sollte den Dämonenjäger treffen. Es wäre ihm eine Freude und eine Genugtuung gewesen, zu erfahren, daß Ballard den Dämon Kaddo nur kurze Zeit überlebt hatte, doch leider war eher anzunehmen, daß er nie mehr von Tony Ballard hören würde.
Gareth Leplat stoppte den Wagen vor der Polizeistation. »So, da wären wir. Nun werden Sie uns eine haarsträubende Geschichte erzählen.«
Der Inspektor stieg aus, holte den Gefesselten aus dem Fahrzeug und verschwand mit ihm in dem unscheinbaren Gebäude. Als Sergeant Rodwell die Handschellen an Jamesons Gelenken sah, weiteten sich überrascht seine Augen.
Der Bucklige mußte sich setzen, und Gareth Leplat bemerkte einleitend: »Ich möchte vorausschicken, daß ich im Vollbesitz meiner geistigen und körperlichen Kräfte bin, Sergeant.«
»Niemand zweifelt daran, Sir«, erwiderte George Rodwell.
»Oh, das wird sich bald ändern«, sagte der Inspektor und berichtete, was er auf dem Schloß erlebt hatte.
Das war für Rodwell immerhin so starker Tobak, daß er sich eine Zigarette anzünden mußte. Seine Hände zitterten dabei.
»Ist das alles wahr, Sir?« fragte er unsicher.
Gareth Leplat wies auf den Buckligen, der völlig in sich gekehrt dasaß. »Er kann Ihnen jedes Wort bestätigen.«
»Dann… dann wäre der Mord an Melissa Farr also geklärt«, meinte der Sergeant. »Aber was schreiben wir in unseren Bericht? Die Wahrheit?«
»Wir werden uns das noch reiflich überlegen. Sie können mir glauben, daß mir das alles genauso unbegreiflich war wie Ihnen, doch

allmählich fange ich an, die Tatsachen zu akzeptieren. Was bleibt mir anderes übrig?«

»Wenn ich ehrlich sein darf, Sir, ich bin nicht unglücklich darüber, daß ich nicht auf Barrington Castle war. Ich glaube, ich hätte ernsthaft an meinem Verstand gezweifelt.«

»Denken Sie, das tat ich nicht?«

Das Telefon läutete. Leplats Frau Karen war dran. Als sie erwähnte, daß sie in einer halben Stunde für zwei Tage zu ihrer Schwester nach Dorchester fahren würde, fiel ihm wieder ein, daß sie ihm das schon vor zwei Tagen gesagt hatte, und er ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. Er hatte es total vergessen.

Er wünschte ihr eine gute Fahrt und trug ihr auf, seiner Schwägerin herzliche Grüße von ihm zu bestellen. Er wäre gern mitgekommen, doch die Arbeit hatte Vorrang.

Nachdem er aufgelegt hatte, wandte er sich an Jameson. »Und nun zu Ihnen! Sergeant, nehmen Sie seine Daten auf!«

»Wie heißen Sie mit vollem Namen?« fragte Sergeant Rodwell und spannte ein Blatt Papier in die Schreibmaschine.

»Francis C. Jameson«, sagte der Bucklige.

»Wofür steht das C?«

»Für Christopher.«

Der Sergeant schrieb es aufs Papier, fragte, wann und wo der Butler geboren wurde, schrieb es ebenfalls nieder.

»Wann traten Sie in Lord Jeremy Barringtons Dienste?« wollte der Inspektor wissen.

»Vor mehr als vierzig Jahren«, sagte Jameson. »Ich lebte damals in Exeter. Lord Jeremy fragte mich, ob ich als Butler zu ihm aufs Schloß kommen wolle, und ich sagte ja.«

»Damals wußten Sie vermutlich noch nicht, was für ein… Doppelleben der Lord führte.«

»Nein«, antwortete Francis C. Jameson.

Sergeant Rodwell schrieb mit. Er war so schnell, daß Inspektor Leplat immer nur kurze Pausen einzulegen brauchte.

»Wann kamen Sie dahinter?« wollte Gareth Leplat wissen. »Auf welche Weise geschah es? Holte Sie Ihr Arbeitgeber in den Salon und eröffnete Ihnen: ›Jameson, ich bin nicht der, für den Sie mich halten, ich bin ein Dämon, mein richtiger Name ist Kaddo.‹«

George Rodwell hob den Kopf. »Soll ich das auch niederschreiben, Sir?«

Leplat winkte ab. »Nein, das lassen Sie lieber weg. - Nun, Mr. Jameson?«

Der Bucklige zog die Brauen zusammen. »Darüber möchte ich nicht sprechen.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie das nichts angeht.«

»Sie sind wohl…!« brauste Gareth Leplat auf, doch er brach seinen Wutanfall sofort wieder ab. »Mr. Jameson, ich vertrete in diesem Dorf das Gesetz. Meine Aufgabe ist es, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und die Menschen, die in Monwyth leben, zu schützen. Mich geht alles etwas an. Also erzählen Sie uns nun, wie Sie hinter Lord Jeremys Geheimnis kamen?«

»Nein!« sagte der Bucklige entschieden.

Der Inspektor nickte. »Na schön, dann eben nicht. Vielleicht bequemen Sie sich später dazu. Der Sergeant und ich haben sehr viel Zeit. Sprechen wir inzwischen von etwas anderem. Reden wir über Lady Agnes, die damals noch hin und wieder an Lord Jeremys Seite zusehen war. Wurden Sie von ihr gut behandelt?«

»Selbstverständlich.«

»Sie soll sehr kränklich gewesen sein. Wie dachte Lord Jeremy darüber?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Wissen Sie es nicht, oder wollen Sie nur nicht darüber reden?«

»Das können Sie sich aussuchen«, sagte der Butler frostig.

»Gut«, sagte Leplat. »Gut, wie Sie meinen. Waren Sie dabei, als Lady Agnes starb?«

»Nein.«

»Aber Sie befanden sich im Schloß.«

»Ja, doch Lord Jeremy ließ mich nicht zu ihr.«

»Warum nicht?«

»Er wollte es eben nicht, und mir war sein Wunsch heilig.«

»War er sehr traurig, als seine Frau das Zeitliche segnete?«

»Er beweinte ihren Tod nicht.«

»Weil das nicht nötig war«, sagte Gareth Leplat mit erhobener Stimme. »Sie wurde zwar in der Familiengruft beigesetzt, aber der Lord hatte seine Frau nicht verloren. Wir wissen, wie sie weiterlebte, nicht wahr, Mr. Jameson?«

Der Bucklige schwieg. Sergeant Rodwell wies auf die Schreibmaschine und blickte den Inspektor fragend an. Leplat schüttelte den Kopf, und George Rodwell schrieb nicht mit.

»Ich kann das alles zwar nicht begreifen, muß aber von der Tatsache ausgehen, daß Lady Agnes ein Vampir war«, sagte der Inspektor. »Es heißt, daß diese Wesen sich von Blut ernähren. Woher bekam es Lady Agnes?«

»Das ist mir nicht bekannt«, behauptete F. C. Jameson.

»Kam es nie dazu, daß Lady Agnes Ihr Blut haben wollte?«

»Nein.«

»Wieso nicht? Sie sind ein Mensch. Oder sind Sie das nicht mehr? Ehrlich gesagt, es würde mich nicht wundern.«

Wieder schwieg der Bucklige.

»Wo holte sich die Vampirin ihre Opfer?« fragte Inspektor Leplat. Er fuhr sich durch das schüttere Haar. »Meine Güte, was für verrückte Fragen ich stellen muß. - Ich warte auf Ihre Antwort, Mr. Jameson. Holte Lord Jeremy Menschen aufs Schloß? Was geschah mit den Leichen? Wenn ich richtig informiert bin, wird derjenige zum Vampir, der von einem Blutsauger getötet wurde. Hat Kaddo das unterbunden?«

Jameson ignorierte den Inspektor. Er schaute zum Fenster hinaus.

»Okay«, sagte Gareth Leplat seufzend. »Vielleicht bekomme ich darauf eine Antwort: Was wissen Sie über Kaddos dämonische Umtriebe? In mehr als vierzig Jahren muß einiges zusammengekommen sein.«

»Ich habe davon nie etwas bemerkt.«

Der Inspektor lachte. »Jetzt lügen Sie, Jameson.«

»Sie können mir nicht das Gegenteil beweisen!«

»Sie wußten, daß Kaddo in Farley Walpos Gestalt schlüpfte.«

»Auch das können Sie nicht beweisen.«

»Ich hänge Ihnen Vorschubleistung und Beihilfe zum Mord an Melissa Farr an. Begünstigung, unterlassene Anzeigepflicht, Mitwisserschaft… Fürs erste reicht das.«

»Damit kommen Sie nicht durch«, entgegnete Jameson. »Ihre Behauptung steht gegen meine, und mit meinem Geständnis würde ich an Ihrer Stelle nicht rechnen, denn das bekommen Sie nicht.«

»Ach, wissen Sie, ich sagte es schon: Wir haben unglaublich viel Zeit und in Zukunft nichts Besseres zu tun, als Sie mit Fragen zu löchern. Glauben Sie nicht, daß Ihnen das eines Tages auf die Nerven gehen wird? Dies ist der ungewöhnlichste Fall meiner Karriere. Offen gestanden, ich bin froh, daß es einen zweiten dieser Art niemals geben wird. Diesen aber werde ich restlos klären, das habe ich mir in den Kopf gesetzt. Wir haben hier ein Archiv mit gewissenhaft sortierten Akten. Sergeant Rodwell und ich werden sie gründlich durchackern. Viele ungeklärte Ereignisse werden uns dabei aufstoßen, und Sie werden die Güte haben, dazu Stellung zu nehmen.«

»Sie werden auf meine Mitarbeit verzichten müssen«, entgegnete Jameson hart.

»Das sagen Sie heute und morgen - und vielleicht auch noch übermorgen. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie in einer oder zwei Wochen immer noch so standhaft sein werden.«

Der Bucklige musterte Gareth Leplat mit einem verächtlichen Blick. »Ihr Optimismus ist völlig unbegründet.«

»Sie werden reden - irgendwann«, sagte der Inspektor zuversichtlich. »Bis dahin sind Sie unser Gast. Kaum zu glauben, daß unsere Zelle auch mal benützt wird. Sergeant, führen Sie Mr. Jameson in seine

Suite.«

George Rodwell stand auf und kam um seinen Schreibtisch herum. Er legte dem Buckligen die Hand auf die Schulter, die dieser unwillig abschüttelte.

»Kommen Sie, Jameson«, sagte der Sergeant.

»Ich hätte meine Schrotflinte nicht auf Boram, sondern auf Sie abfeuern sollen, Inspektor«, knurrte der Butler und erhob sich.

Gareth Leplat grinste. »Ihr Pech, daß Sie es nicht getan haben, Mr. Jameson.«

Rodwell brachte den Gefangenen in die Zelle und nahm ihm die Handschellen ab, bevor er die Metalltür schloß. Er kehrte zu Gareth Leplat zurück und wiegte den Kopf. »Wird bestimmt nicht einfach sein, ihm ein Geständnis abzuringen, Sir.«

»Er wird lange nachdenken und zu der Überzeugung kommen, daß er sich selbst mit einem Geständnis einen großen Gefallen erweist. Selbst ein so hartherziger Bursche wie er wird irgendwann den Wunsch verspüren, sein Gewissen zu erleichtern. Dann werden wir zur Stelle sein und ihm unser Ohr leihen.«

»Wie verköstigen wir ihn?«

»Sie werden das Essen für ihn aus dem Wirtshaus holen.«

»Wenn die Wirtsleute erfahren, für wen das Essen ist, mischen sie Zyankali rein.«

»Dann sagen Sie es ihnen eben nicht.«

***

Jameson setzte sich und blickte sich um. Graue Wände umgaben ihn. Dort oben war ein vergittertes Fenster, darunter stand ein Waschtisch. Außerdem war der Raum mit einem Bett, einem Stuhl und einem Tisch eingerichtet.

»Komfortabel«, brummte der Bucklige sarkastisch. »Luxuriös.«

Er setzte sich auf das Bett, das unter seinem Gewicht ächzte. Dies war also die letzte Station in seinem Leben. Er hätte das nicht gedacht. So viele Jahre lebte er unbehelligt auf dem Schloß, und nun saß er plötzlich hinter Schloß und Riegel.

Es war eine ganze Menge passiert an diesem Tag. Es gab Lady Agnes und ihren Mann nicht mehr, Barrington Castle war verwaist. Niemandes Leben würde mehr in Gefahr sein, wenn er an die Schloßtür klopfte.

Francis Christopher Jameson stützte den kahlen Kopf zwischen seinen Händen. Er haßte es, diesen Polizisten ausgeliefert zu sein, und er dachte darüber nach, wie er sich ihren zermürbenden Fragen entziehen konnte.

Ein Ausbruch war unmöglich, und Hilfe von finsteren Mächten durfte er nicht erwarten. Er war zwar der Diener eines Dämons gewesen,

doch damit machte er sich wohl kaum so sehr um die Hölle verdient, daß sie ihm jetzt beistand.

Nein, er mußte sich selbst helfen. Der Trumpf, den Inspektor Leplat immer wieder ausspielen würde, war die Zeit, und Jameson sah nur eine einzige Möglichkeit, diesen Trumpf zu entkräften. Die Zeit hatte für Leplat nur so lange einen positiven Aspekt, solange er, Jameson, lebte.

»Wenn ich tot bin, kann er sich seinen Trumpf an den Hut stecken«, sagte der Bucklige nüchtern. »Also werde ich mein Leben hier beenden.«

Der Tod war ihm lieber, als von Inspektor Leplat mit Hartnäckigkeit, List und Tücke zum Verräter gemacht zu werden, denn Verrat - das wußte er - war in den Augen der Vertreter der schwarzen Macht eines der verwerflichsten Vergehen und wurde grausam geahndet.

Wenn er heute seine Seele auf die Reise schickte, fand sie vielleicht den Weg in den schwarzen Kosmos und kehrte von dort, gestärkt mit dämonischen Kräften, eines Tages zurück. Der Bucklige wußte, daß das nicht unmöglich war. Kaddo hatte ihm von solchen Fällen erzählt.

Sollte es seiner Seele erlaubt sein, auf die Erde zurückzukehren, würde sie in einen anderen Körper schlüpfen. Sie würde sich mit Sicherheit einen Körper ohne Buckel aussuchen…

Jameson erhob sich. Er blickte versonnen zu den Gitterstäben hinauf, während er seinen Ledergürtel durch die Schlaufen zog. Er hatte keine Angst vor dem Tod, denn er rechnete damit, daß es ihm danach besser gehen würde.

Er stellte den Stuhl unter das Fenster, stieg hinauf und band den Gürtel fest. Dann legte er sich die Schlinge um den Hals und sagte leise: »Asmodis, in deine Hände befehle ich meine Seele!«

Dann beförderte er den Stuhl mit einem entschlossenen Tritt zur Seite…

***

Der Sergeant brachte »gesunde Hausmannskost« für den Gefangenen, wie er sagte. Inspektor Leplat begnügte sich mit einer Tasse Kaffee. Wenn Karen nicht zu Hause war, ernährte er sich zu Mittag immer nur davon.

Nebenan klirrten plötzlich Besteck und Teller. Gareth Leplat sprang auf. Er nahm an, dem Sergeant wäre das Tablett durch eine Ungeschicklichkeit aus den Händen gefallen, aber dann hörte er Rodwells aufgeregte Rufe, und das alarmierte ihn.

Als er die Zelle betrat und den Toten sah, trocknete sein Mund aus. Alles, was George Rodwell aus dem Wirtshaus geholt hatte, lag auf dem Boden verstreut.

Der Sergeant sah seinen Vorgesetzten schuldbewußt an. »Er hat uns

ausgetrickst, Sir.«
»Ja«, sagte Gareth Leplat wütend. »Mit Ihrer Hilfe! Herrgott noch mal, wie konnten Sie vergessen, ihm den Gürtel abzunehmen!«
»Er ist der erste Gefangene, seit ich hier bin…«
»Aber es gibt Vorschriften!«
»Ich habe nicht daran gedacht, Sir. Es tut mir leid. Wenn ich doch bloß geahnt hätte, daß er…«
Gareth Leplat atmete schwer aus. »Was passiert ist, ist passiert. Wir können es nicht mehr ungeschehen machen. Schneiden Sie ihn ab, Sergeant. Ich rufe inzwischen den Arzt an.«
Der Inspektor verließ die kleine Zelle. Lange hatte sich Jameson nicht darin aufgehalten.
Leplat setzte sich telefonisch mit dem Doktor in Verbindung, und als er den Hörer in die Gabel legte, sagte er sich, daß sich der Fall auf diese Weise gewissermaßen selbst gelöst hatte. War es wirklich so wichtig, all die Missetaten Kaddos zu erfahren? Reichte es nicht, zu wissen, daß so etwas nicht mehr passieren konnte?
Der Arzt kam und stellte den Tod des Buckligen amtlich fest, und Gareth Leplat zog einen dicken Schlußstrich unter dieses unerfreuliche Kapitel.

***

Das leere, stille Haus hatte etwas Bedrückendes für Vicky Bonney. Sie wollte nicht allein sein, hatte das Bedürfnis, mit jemandem zu reden. Oda bot sich an. Sie wohnte mit Lance Selby im Nachbarhaus. Vicky ging hinüber und läutete.
Keine Reaktion.
Vicky drückte den Daumen noch einmal auf den Klingelknopf, aber Oda öffnete nicht.
»Schade«, sagte Vicky Bonney bedauernd und wollte sich umdrehen. Da fiel ihr auf, daß die Haustür nicht ganz geschlossen war, und als sie mit der Hand sanft dagegen drückte, schwang die Tür zur Seite.
Ihre Kopfhaut spannte sich. Sie befürchtete Schlimmes.
»Oda?«
Keine Antwort.
Vicky betrat Lance Selbys Haus. Irgend etwas stimmte nicht. Es kam hin und wieder vor, daß Oda das Haus kurz verließ, aber sie hatte noch nie vergessen, die Tür abzuschließen.
Vicky Bonney blieb in der Diele stehen und lauschte. Totenstille herrschte in allen Räumen.
Totenstille!
Dem blonden Mädchen lief es kalt über die Wirbelsäule. Vicky fiel plötzlich ein, was Mr. Silver heute morgen erzählte: Magos Schergen hatten seinen Doppelgänger in die Falle gelockt!

Mago war wieder einmal in London aufgetaucht, und neben Roxane war Oda eine Hexe, die er seit langem vernichten wollte.

Es ist ihm doch hoffentlich nicht gelungen! dachte Vicky nervös.

Sie ging weiter, erreichte die Living-room-Tür, und einen Augenblick später traf sie der Schock mit großer Wucht. Ein schriller, verzweifelter, schmerzlicher Schrei entrang sich ihrer zugeschnürten Kehle. Sie faßte sich an die bebenden Lippen, während sich ihre weit aufgerissenen Augen mit Tränen füllten.

»Nein!« flüsterte sie schluchzend. »O mein Gott, nein!«

Obwohl sie es befürchtet hatte, brach ihr beim Anblick der toten Freundin beinahe das Herz. Sie war ratlos und kopflos. Steif näherte sie sich der toten weißen Hexe, fiel neben ihr auf die Knie und brach hemmungslos in Tränen aus.

Lance! durchzuckte es sie plötzlich und sie sprang auf, stürmte aus dem Wohnzimmer und nach oben.

Lance Selby war unversehrt; ihm hatte Mago nichts getan. Vermutlich hatte ihn der Schwarzmagier deshalb verschont, weil ohnedies feststand, daß Lance sterben würde. Nur Roxane hätte das verhindern können, aber die Hexe aus dem Jenseits befand sich auf Protoc, und selbst wenn es Tony Ballard und Mr. Silver schafften, sie zurückzuholen, war sie Lance keine Hilfe mehr.

Vicky Bonney schüttelte verzweifelt den Kopf. Es war alles so schrecklich deprimierend.

Hier lag ein alter Mann - erst 38, aber dennoch schon dem Tod sehr nahe - und unten lag Oda, die Lance so sehr geliebt hatte, vernichtet von Mago, diesem gnadenlosen Jäger.

Tony Ballard und sie verloren einen Freund nach dem anderen. Wohin sollte das führen? Würde Tony bald allein gegen die Mächte der Finsternis kämpfen müssen?

Schwankend verließ Vicky Bonney das Schlafzimmer. Sie schloß die Tür und begab sich mit unsicheren Schritten nach unten. Beim Anblick der Toten krampfte sich wieder ihr Herz zusammen. Ein Zittern durchlief sie, und sie mußte sich einen Augenblick setzen, um sich zu sammeln.

Nachdem sie sich einigermaßen gefaßt hatte, rief sie Tucker Peckinpah an, um ihm die traurige Nachricht zu übermitteln. Dies war der zweite Anruf nach ihrer Rückkehr von Cornwall. Im Verlaufe des ersten Telefonats hatte sie den Industriellen über den Stand der Dinge informiert, und welche Schritte Tony Ballard, Mr. Silver und Boram als nächstes planten.

Tucker Peckinpah reagierte mit Erschütterung und Betroffenheit. »Sie wird uns allen sehr fehlen«, sagte er mit belegter Stimme. Es war ihm anzuhören, daß er nach Fassung rang. »Und Lance… Er weiß nicht einmal etwas davon…«

»Es geht ihm nicht gut«, sagte Vicky und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Professor Kulls künstliches Blut läßt ihn immer mehr verfallen.«

»Hat er keine Chance mehr?«

»Ich fürchte nein.«

»Wer wird sich jetzt um ihn kümmern?«

»Ich werde ihn in meine Obhut nehmen«, sagte Vicky Bonney. »Ich werde für ihn tun, was ich kann, bis er…« Ein Kloß bildete sich in ihrem Hals, und sie mußte mehrmals schlucken. »Er sollte aber nicht allein in seinem Haus bleiben.«

»Ich schicke jemand, der ihn in Tonys Haus verlegt.«

»Und Oda…«

»Auch darum kümmere ich mich«, versprach Tucker Peckinpah.

Eine Stunde später lag Lance Selby im Gästezimmer von Tony Ballards Haus, und Vicky Bonney saß, von Weinkrämpfen geschüttelt, neben ihm.

***

Vier zuverlässige Männer bewachten Angelo d'Alessandro. Dies geschah nicht zu seinem Schutz, sondern weil er von Tony Ballard unter Arrest gestellt worden war. Nur unter dieser Bedingung war der schwarze Priester bereit gewesen, dem Dämonenjäger ein Geheimnis von ungeheurer Tragweite zu verraten.

Die vier von Tucker Peckinpah aufgestellten Männer hatten darauf zu achten, daß ihnen Angelo d'Alessandro erstens nicht abhanden kam und zweitens nicht Kontakt mit der Hölle aufnehmen konnte. Sämtliche Hilfsmittel, die der Zauberer dazu benötigt hätte, waren von ihnen in den Keller geschafft und eingeschlossen worden.

Sobald Mr. Silver Zeit hatte, sollte er sich des schwarzen Priesters annehmen und das Wissen um Zauberei und schwarze Magie aus seinem Gedächtnis verbannen.

Für immer!

Erst dann war er nicht mehr gefährlich.

Vier Männer, die weder Tod noch Teufel fürchteten, paßten auf Angelo d'Alessandro auf. Zwei befanden sich bei ihm im Haus, zwei machten draußen die Runde. Man wechselte sich stundenweise ab, damit der Job nicht in Routine erstarrte und die Aufmerksamkeit erlahmte.

Die Männer gehörten einem privaten Bewachungsunternehmen an, dessen Dienste Tucker Peckinpah nicht zum erstenmal in Anspruch nahm. Aber noch nie hatte er sie für eine so außergewöhnliche Aufgabe herangezogen.

Der Industrielle hoffte, daß sich Mr. Silver bald um den Zauberer kümmern würde, denn es war nicht auszuschließen, daß sich Angelo

d'Alessandro eine Finte einfallen ließ und seinen Bewachern entkam. Wenn der schwarze Priester dann wieder aktiv wurde, würde es eine Menge Ärger geben.

D'Alessandro trat ans Fenster. Er hatte es sich nicht träumen lassen, einmal unter Arrest zu stehen.

Er sah die beiden Außenposten, deren Jacketts unter der linken Achsel ausgebeult waren. Großkalibrige Waffen steckten in den Schulterhalftern. Die Männer verheimlichten nicht, daß sie bewaffnet waren.

Über das Gesicht des Zauberers huschte ein Lächeln. Seine Bewacher fühlten sich sicher. Sie hätten ihr blaues Wunder erlebt, wenn die Mächte der Finsternis sie attackiert hätten. Dann hätten sie erkennen müssen, daß die größten Kanonen nur ein lächerliches Spielzeug waren.

Angelo d'Alessandro war davon überzeugt, richtig gehandelt zu haben. Er hatte dem Lauf der Dinge seinen persönlichen Drall gegeben und spielte nun allen den harmlosen Besiegten vor. Doch er wußte, daß seine Zeit kommen würde.

Es war nur wichtig, daß die Hölle billigte, was er tat, denn er würde bald wieder obenauf sein, und der Schlag, den er dann gegen Tony Ballard führte, würde vernichtend sein.

***

Mike Baker jagte seinen Ford Sierra durch die Stadt. Seine Gedanken flogen voraus, versuchten jetzt schon Petula Boykin zu erreichen, während er vor einer roten Ampel stand und ungeduldig auf das Lenkrad schlug.

Würde dieser Wahnsinn bald enden?

Joanna Snyder - eine Furie. Jack Sarno - ein Mann, der schwarze Magie beherrschte. Ein Mordversuch… Eine Entführung… Und was machte Sarno in diesem Augenblick mit Petula?

Die Kehle wurde Mike bei diesem Gedanken eng. Nervös starrte er auf die Ampel, die anscheinend nie mehr auf Grün springen wollte.

»Komm! Komm!« stieß Mike heiser hervor.

Endlich kam Grün, und Mike kam als erster weg. Er machte sich große Sorgen um Petula. Aber auch um Joanna sorgte er sich. Würde sie ein drittes Mal versuchen, ihn zu töten, wenn er sie losband?

Mike stellte fest, daß er sein Ziel schon fast erreicht hatte. Kleine Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Er leckte sich nervös die Lippen.

Halte durch, Petula! dachte er, innerlich bebend. Ich bin gleich bei dir.

Eine Reihe von Häusern flog an ihm vorbei. Dann stemmte er den Fuß gegen das Bremspedal, hielt den Sierra schleudernd an und

sprang aus dem Fahrzeug.

Augenblicke später läutete er an Jack Sarnos Tür. Seine Hände krampften sich zu Fäusten zusammen. Wenn Sarno öffnete, würde er über ihn herfallen und ihn einschüchtern. Sollte der Mann sich widersetzen, konnte Mike für nichts garantieren.

Er begrub den Klingelknopf noch einmal unter seinem Daumen, hörte erst auf zu läuten, als eine volle Minute um war, doch Sarno ließ sich nicht blicken.

Hatte Joanna nicht die Wahrheit gesagt?

Mike trommelte mit den Fäusten gegen die Tür. »Sarno! Machen Sie auf! Ich weiß, daß Sie da sind!«

Er wußte es nicht, er hoffte es nur.

»Sarno, Sie verdammter…«

Mike drohte, die Tür einzutreten, wenn Jack Sarno ihn nicht augenblicklich einließ. Als der Mann auch darauf nicht reagierte, lief Mike um das Haus und suchte nach einer Möglichkeit, hineinzukommen.

Die große Sorge um Petula veranlaßte ihn, ein Fenster einzuschlagen. Wenig später befand er sich in Sarnos Haus. Aggressiv suchte er nach dem Entführer, doch er begegnete ihm weder im Erdgeschoß noch oben.

»Wohin hast du Petula gebracht?« brüllte Mike Baker heiser. »Zum Henker, wo steckst du, Jack Sarno?«

Plötzlich vernahm Mike dünne Hilferufe. Wie lange sickerten sie schon durch das Haus? Hatte er sie zuvor in seiner Wut überhört?

»Petula!« rief Mike Baker aufgewühlt. »Petula!« Nun brüllte er ihren Namen schon, und er stürmte die Treppe hinunter. »Petula…!«

Er orientierte sich nach ihren verzweifelten Hilferufen, gelangte in den Keller und fand die Tür, hinter der sich seine Freundin befand.

»Petula!« schrie er gegen das Holz. »Ich bin es: Mike!«

»O Mike…« Sie schluchzte.

»Ich hol' dich raus!« sagte Mike hastig. »Geh weg von der Tür! Hörst du mich?«

»Ja, Mike.«

Er trat drei Schritte zurück und warf sich dann mit großer Wucht gegen die Tür. Ein dumpfer Schmerz durchzuckte seine Schulter. Sein Gesicht verzerrte sich. Er biß die Zähne zusammen, versuchte es trotz der Schmerzen gleich noch einmal.

Der Erfolg stellte sich nicht ein.

Da rammte Mike den Fuß in Schloßhöhe so lange gegen die Tür, bis das Holz knirschte. Der Schweiß rann ihm jetzt in die Augen und brannte wie Säure.

Ein Tritt noch. Mike legte seine ganze Kraft hinein, und nun splitterte das Holz. Die Tür flog förmlich zur Seite und knallte gegen die Wand.

Und dann wankte Petula heraus und sank Mike Baker weinend in die Arme. Er drückte sie glücklich an sich, streichelte sie liebevoll und sagte: »Nicht weinen. Du mußt jetzt nicht mehr weinen, Petula. Es ist vorbei. Ich habe dich wieder.«

Zitternd klammerte sie sich an ihn, als hätte sie panische Angst, ihn wieder zu verlieren. Er küßte ihr die Tränen vom Gesicht, während sie schluchzte: »O Mike! Mike! Ich dachte, du wärst tot. Joanna sollte dich…«

»Das hat sie auch versucht. Zweimal. Aber glücklicherweise schaffte sie es beide Male nicht.« Mike berichtete seiner Freundin, was Joanna getan hatte. Petula schauderte bei diesen Worten.

»Du… hattest großes Glück, Mike.«

»Wo ist Sarno?« fragte Mike Baker grimmig.

»Der Mann ist ein Teufelsschüler. Nie im Leben hätte ich gedacht, daß es so etwas gibt. Er wollte mich als seine… seine Braut!«

»Wo ist er jetzt?« fragte Mike aufgeregt.

»Er hat das Haus verlassen… Mike, wir sind da in etwas ganz Schreckliches hineingeraten! Daß so etwas überhaupt möglich ist… Da war eine Stimme. Sie füllte das ganze Haus aus… So eine Stimme hast du noch nicht gehört, Mike. Ekelhaft, grauenerregend. Sie befahl Jack Sarno, einen Mord zu begehen. Die Stimme nannte einen Mann namens Angelo d'Alessandro einen Verräter. Deshalb wird Jack Sarno ihn umbringen. Sarno gehorchte sofort, verließ auf der Stelle das Haus.«

»Er befindet sich auf dem Weg zu diesem d'Alessandro?«

»Ja. Mit dem Mord werden Besitz und Wissen des Opfers auf den Täter übergehen. So sagte es die Stimme.«

»Dann haben wir wenig Zeit«, sagte Mike Baker. »Komm, wir versuchen, Sarnos Plan zu durchkreuzen.«

»Was hast du vor? Willst du diesen d'Alessandro retten?«

»Ich werde ihn warnen.«

Sie verließen den Keller. Im Living-room wischte Mike die glitzernde Spur der letzten Träne von Petulas Wange.

»Geht es dir schon besser?« fragte er fürsorglich.

Sie nickte stumm. Mike wühlte sich durch das Telefonbuch, und als er d'Alessandros Nummer gefunden hatte, wählte er sie, aber die Leitung war tot.

War das Jack Sarnos Werk?

***

Es war in der Tat Jack Sarno gewesen, der den Telefondraht gekappt hatte. Hinter Büschen lag er nun auf der Lauer und versuchte sich einen Plan zurechtzuzimmern.

Vier Männer bewachten Angelo d'Alessandro. Es würde nicht einfach

sein, an das Opfer heranzukommen. Sarno zerbrach sich den Kopf, wie er die Bewacher austricksen konnte.

Sein einziger Vorteil bestand darin, daß sie nicht wußten, daß er da war. Sein Nachteil war, daß sie ihm zahlenmäßig überlegen waren.

Hinzu kam, daß es schwieriger war, anzugreifen als sich zu verteidigen.

Er sah diese Aufgabe als Bewährungsprobe an. Deshalb war sie ihm übertragen worden. Nur wenn er diese Schwierigkeiten meisterte, war er würdig, das Erbe des Zauberers anzutreten.

Wenn er hier keinen Erfolg erzielte, würden die finsteren Mächte ihn genauso fallenlassen wie Angelo d'Alessandro. Er war gezwungen, Erfolg zu haben.

Gespannt beobachtete er die beiden Männer, die hier draußen nach dem Rechten sahen. Sie sprachen miteinander. Wenn sie das Haus umrundeten, tat es der eine im Uhrzeigersinn, während der andere die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Für ein paar Minuten war dann jeder allein, und diesen Umstand mußte sich Jack Sarno zunutze machen.

Als die Männer sich trennten, zog Sarno seinen Revolver und duckte sich wie ein Raubtier zum Sprung. Er hörte die näherkommenden Schritte und konzentrierte sich auf den bevorstehenden Angriff.

Es mußte blitzschnell gehen. Der Mann mußte von der Bildfläche verschwunden sein, ehe der andere um die Ecke bog. Sarnos Finger schlossen sich fest um den Kolben der Waffe. Er würde nur im äußersten Notfall schießen. Hier draußen gedachte er den Colt anders einzusetzen.

Die Schritte hatten ihn schon fast erreicht. Sein Herzschlag beschleunigte sich.

Er würde für den Mord reich belohnt werden. Angelo d'Alessandro hatte keine Schonung zu erwarten.

Der Bewacher war nur noch einen Schritt von Jack Sarno entfernt. Der Mörder wollte ihn niederschlagen und sofort hinter die Büsche zerren. Es mußte eine Sache von Sekunden sein.

Als Sarno hochschnellen und zuschlagen wollte, trat d'Alessandro ans Fenster. Zum Glück bemerkte ihn Sarno rechtzeitig und blieb in seinem Versteck.

Der Bewacher ging ahnungslos an ihm vorbei. Sarno rührte sich nicht. Er starrte nur haßerfüllt in d'Alessandros Richtung. Beinahe wär's schiefgegangen. Unbemerkt zog sich Jack Sarno ein Stück zurück und entspannte sich.

Er war gezwungen, abzuwarten, bis die Wachen ihre nächste Runde machten, und er konnte nur hoffen, daß dann nicht wieder jemand am Fenster stand.

***

Ohne Mr. Silvers Hilfe wäre es mir nicht möglich gewesen, Protoc zu erreichen. Wir verließen Cornwall auf eine Weise, wie es Menschen nicht möglich ist.

Als der Ex-Dämon seine Magie aktivierte, veränderte sich um uns herum alles. Ich hatte nicht das Gefühl, daß wir vom Boden abhoben, spürte aber auf eine merkwürdige, unbeschreibliche Weise, daß ich nicht mehr auf der Erde war.

Barrington Castle, Monwyth, Cornwall - all das blieb hinter mir, doch ich sah nicht, was vor mir war, was auf mich zukam. Um mich herum stand eine Wand aus wallenden, dampfenden Wolken. Irgendwo darin mußten sich Boram und Mr. Silver befinden. Sehen konnte ich sie nicht. Es hatte den Anschein, als wäre ich allein auf diesem Trip in eine andere Welt.

Manchmal hatte ich den Eindruck, schwarze Wesen in den hellen Wolken zu erkennen. Wie bizarre Schattenrisse kamen sie mir vor. Ihre Existenz währte immer nur Sekundenbruchteile, dann verschwanden sie wieder.

Mr. Silver war mein Fährmann, der mich zur Welt der Paviandämonen hinüberbrachte. In das Reich der grünen Schatten oder in die Feuerwelt konnte ich mich auch ohne Mr. Silver begeben, denn die Tore, die in diese Dimensionen führten, waren mir bekannt.

Doch Protoc konnte man durch kein Dimensionstor erreichen. In diesem Fall mußte eine magische Brücke geschlagen werden.

Ich hörte das Rauschen einer Brandung, glaubte das Zischen und Gurgeln von hochgischtendem Wasser zu hören. Darauf folgte das Nichts. Wie blind und taub kam ich mir vor. Die Zeit wurde für mich zu einem unfaßbaren Begriff, und plötzlich hatte ich einen rötlichen Himmel über mir, und eine Sonne, die viel schwächer strahlte als auf der Erde.

Das ruhelose helle Wallen duckte sich und schien in den felsigen Boden einzusickern. Ich sah Mr. Silver und Boram wieder und war froh, daß mich auf meinem Weg hierher keine fremden Kräfte von meinen Begleitern getrennt und abgetrieben hatten. Solche Dimensionsreisen waren immer riskant. Für einen Menschen bestand stets die latente Gefahr, irgendwo zwischen den Dimensionen verlorenzugehen.

»Da wären wir«, sagte Mr. Silver.

Dunkles Lavagestein umgab uns. Ich konnte mich noch gut an meinen ersten Aufenthalt auf Protoc erinnern. Für Boram war dies alles Neuland. Ich hoffte, daß er hier genauso gefährlich war wie auf der Erde.

Zwei schwierige Aufgaben mußten wir nun bewältigen: Metal und Roxane suchen - und Tapandaro das zweite Ornamentdrittel abnehmen.

Wo wir den Affenkaiser finden konnten, wußten wir. Aber wo hielt sich Metal mit Roxane versteckt?

»Ich schlage vor, wir nehmen zuerst Tapandaro in Angriff«, sagte Mr. Silver. »Aber wir müssen das Leben des Affenkaisers schonen. Er muß das goldene Ornament hergeben und den Namen des dritten Besitzers nennen - und dann zwingen wir ihn, seine Paviandämonen nach Roxane und Metal suchen zu lassen.«

»Befürchtest du nicht, daß die Affen kurzen Prozeß mit den beiden machen?« meldete ich meine Bedenken an.

»Solange sich Tapandaro in unserer Gewalt befindet, werden die Paviandämonen gehorchen.«

»Und was soll später geschehen?«

»Von mir aus kann Tapandaro am Leben bleiben«, sagte Mr. Silver. »Wenn es ihn nicht mehr gibt, kommt ein anderer. Das heißt, wir gewinnen nichts, wenn wir ihn töten.«

»Und Metal?« fragte ich.

Die silbernen Brauen des Ex-Dämons zogen sich grimmig zusammen. »Ihn überlassen wir den Paviandämonen. Was immer sie ihm antun, es ist mir recht. Je länger sie ihn leiden lassen, desto größer ist die Freude, die sie mir damit machen.«

»Du haßt ihn wie keinen anderen unserer Feinde.«

»Weil er sich an Roxane vergriffen hat. Das verzeihe ich ihm nie!« sagte der Ex-Dämon hart.

»Brechen wir auf!« sagte ich, aber daraus sollte nichts werden, denn plötzlich alarmierte mich ein Geräusch.

Boram stieß ein zorniges Knurren aus, und dann begann die karstige Welt aus Lavagestein um uns herum zu leben. Überall tauchten Paviandämonen auf.

Sie schienen aus dem Boden zu wachsen, sprangen auf die Felsblöcke, waren mit Dolchen und Speeren bewaffnet und bildeten um uns einen Kreis, der sich langsam zusammenzog.

Wir standen im Zentrum dieses lebenden Dämonenrings. Würde es uns gelingen, ihn zu sprengen?

ENDE des zweiten Teils